

Schnee und Eis.

Wir stellen die coolste Uni der Welt vor. **8**

Feuer und Flamme.

Don't talk to the police. Ever. **16**

Luft und Liebe.

Selbstgemacht ist nicht unbedingt fair
und nachhaltig. **24**

Fisch und Fleisch.

In Fanfictions schmecken selbst die wil-
desten Kombinationen. **32**

Party Pooper

Wir wollen keine Kinder und das ist auch gut so.

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO,73



Vergessen Sie den Heuhaufen. Konzentrieren Sie sich auf die Nadel.



Ohne Umweg zum passenden Job.

Jobsuche im STANDARD. Die erste gemeinsame Entscheidung mit Ihrem zukünftigen Arbeitgeber. DER STANDARD verbindet. Rund um die Uhr auf derStandard.at/Karriere und jeden Samstag im STANDARD.

derStandard.at/Karriere



Bildung

- 08 STUDIEREN IN DER ARKTIS.** In der nördlichsten Siedlung der Welt wartet ein atemberaubendes Studium.
- 10 MIT KLASSENSPRECHERINNEN GEGEN STUDIENGEBÜHREN.** Die schottischen Studierendenvertretungen haben eine lange Tradition.
- 11 AUF DEN SPUREN DER DIGITAL NATIVES.** Wann gibt es endlich Lehrer*innen-Hologramme und Videospiel-Hausübungen?

Politik

- 14 IM SÜDEN NICHTS NEUES.** Die EU betreibt weiter tödliche Abschottung in der Flüchtlingspolitik.
- 16 EINE GROSSE FREUNDIN DER AUSSAGEVERWEIGERUNG.** Die Anwältin von Josef S. erklärt, wieso ihr besser nie mit der Polizei redet.
- 17 ZELTEN GEGEN UNTERDRÜCKUNG.** Die Regenschirm-Revolution ist der höflichste und sauberste Protest der Welt.

Dossier

- 22 VOM WAHREN, GUTEN UND SCHÖNEN.** Sechs Versuche, sich dem Thema Authentizität zu nähern.
- 23 ÜBER MEINEN CHARAKTER RED' ICH NICHT.** Die Philosophin Kathi Beier erklärt, was es mit dem „Sich-treu-Bleiben“ auf sich hat.
- 24 FRÄULEIN MIMI UND DIE VERWALTUNG DER TRÄUME.** DIY liegt total im Trend. Doch wie moralisch ist die Rückkehr zum Selbstgemachten wirklich?
- 26 BIO-DINOSAURIER-SACKERL.** Was ist Natur, warum sollen wir sie schützen und was haben flauschige Tiere damit zu tun?
- 28 EXTREM TRUE UND VERDAMMT REAL.** Von Musiker*innen wird gerne „Authentizität“ eingefordert. Viele versuchen, sich besonders bodenständig zu inszenieren.

Feuilleton

- 30 MENSTRUATIONSBLUTSTICKEREIEN.** In Villach bemüht sich eine Künstler*innengruppe, mehr Frauen auf die Bühne zu holen.
- 32 50 SHADES OF HARRY POTTER.** Von Fans selbst geschriebene Geschichten revolutionieren den Literaturmarkt.
- 34 SKIZIRKUS.** Unsere Infografik wirft die unbequemen Seiten der Austro-Hauptsportart auf.
- 36 REZENSIONEN.** Wir haben wieder für euch Zeug konsumiert und uns darüber ausgekotzt.
- 38 VON REGENBOGENMASCHINEN UND SCHWEINWERFERN.** Österreich, Land der Spaßparteien: Gibt es noch Platz für Polit-Satire?

Cover

Kinder sind laut, haben immer klebrige Hände und wollen ständig was. Ja okay, Kinder sind auch blöd. Und teuer! Dass sich einige dagegen entscheiden, Kinder zu bekommen, hat meist aber komplexere Gründe als die Unlust, Windeln zu wechseln. Sind kinderlose Menschen grumpy Misanthrop*innen, die vom Fensterbrett aus Kinder im Hof angranteln? Oder gibt es vielleicht auch liebe Leute, die sich der Mutter-Väter-Kind-Norm widersetzen? *progress* hat die Family-Party anlässlich des Jubiläums des *Internationalen Familienjahres* gesprengt und sich mit freiwilliger Kinderlosigkeit befasst. **SEITE 4**

Dossier

Echt, authentisch, natürlich, real, true: Alles Wörter, die beschreiben sollen, dass eine Sache oder eine Person ein hohes Maß an Authentizität hat. So eine Bodenständigkeit oder Wahrhaftigkeit soll etwas ganz besonders Positives und Auszeichnendes sein; eine Rückkehr zum Ursprung zudem oft die Lösung aller Probleme. Wir haben uns gefragt: Was bedeutet das, Echtsein? Gibt es das überhaupt? Jetzt mal in echt: Die WAHRE Antwort auf diese Fragen oder den Weg zurück zu den Wurzeln haben wir auch nicht gefunden, dafür aber viele spannende Denkansätze. **SEITEN 22 BIS 28**

Fotoreihe

Die Fotografin Natali Glisic beschäftigt sich in ihren Arbeiten mit der Wahrnehmung der Umwelt. Dabei sind Feinheiten und Details der Gesellschaft und ihrer Umgebung Hauptaugenmerk. Die drei Fotografien im Heft sind Souvenirs des fotografischen Tagebuchs der Künstlerin und zeigen die natürliche Komposition der alltäglichen Dinge. Die Person, die auf Seite 13 in der Mega-Hose zu sehen ist, ist die Künstlerin Mirjam Merad. Sie nimmt mit ihrer Butoh-Tanzperformance ebenfalls Bezug auf ihre Umgebung. Laut Glisic sind wir ständig von einer naturgegebenen Geometrie umfasst und es liegt an uns, diese zu erkennen und zu entdecken. Sie zeigt Motive, deren Schönheit nicht in ihrer Vollkommenheit liegt, sondern von ihrem makelbehafteten Charakter ausgeht. **SEITEN 7, 13 UND 29**

takeme-tothe-riot.tumblr.com

Editorial

Liebe Leser*innen!

Die Geburt von Jesus ist uns ziemlich wurscht. (War übrigens gar nicht am 24. Dezember!) Aber dass kaum jemand über Kinderlosigkeit spricht, hat uns schon beschäftigt. Mitten in der Arbeit zur Coverstory zu ausgerechnet diesem Thema erfährt Marlene von einem neuen, siebten (!) Geschwisterchen. Und beim Nachdenken über kommende Generationen ist uns dann aufgefallen: Wir haben ja noch gar keine künftigen Rock-Legenden und geschichtsträchtige Konzerte gesehen, von denen wir unseren (nicht-existenten) Enkelkindern dreiviertelertundene Anekdoten erzählen könnten! Trotzdem (oder gerade deshalb) hat Joël aus der Chef*innenredaktion sich höchstpersönlich an die Plattenkiste herangemacht. Als Präsent an euch ist das *progress* diesmal (ganz nachhaltig) nach dem Lesen übrigens vortrefflich als Geschenkpapier wiederverwendbar.

Frohe Jahresendzeit!

Eure progress-Redaktion

Impressum

progress

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

Ausgabe: 05/2014

Auflage: 120.000 Stück

Erscheinungsmonat: Dezember

MedieninhaberIn: Österreichische Hochschüler*innenschaft,

Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Kontakt: progress@oeh.ac.at

Chef*innenredaktion: Joël Adami, Olja Alvir,

Marlene Brüggemann

Autor*innen dieser Ausgabe: Joël Adami, Theresa Aigner, Olja Alvir, Rosanna Atzara, Marlene Brüggemann, Julia Beirer, Ali Cem Deniz, Jelena Gučanin, Niko Havranek, Klemens Herzog, Katja Krüger, Gabriela Kielhorn, Jonas Kühnapfel, Magdalena Liedl, Julia Mathe, Johannes Mayerhofer, Mina, Heribert Langohr, Sonja Luksik, Sara Schausberger, Daniela Sulz, Patricia Urban, Florian Walch, Leonhard Weese.

Cover: Luiza Puiu

Dossier: Sandra Biondi

Lektorat: Anna Ellmer, Marlies Weissinger

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Grundlayout: R. Radschopf, E. Riedmann

No kids on the block

2014 feiert das *Internationale Jahr der Familie* sein 20. Jubiläum. Statt ein weiteres Loblied auf die „Mutter-Vater-Kind“-Familie zu singen, hat *progress* das zum Anlass genommen, Menschen, die keine Kinder wollen, ins Zentrum zu rücken.

Warum keine Kinder bekommen? „Kinder sind doof. Ist das nicht Grund genug?“, fragt *@Mr.Bubbles* auf *Twitter*. Und stellt sich damit gegen eine allgemein verbreitete Selbstverständlichkeit: die des Kinderkriegens. Es gibt auch andere Lebensentwürfe als jenen des heterosexuellen Ehepaars mit zwei Kindern. Momentan ist der Kinderwunsch jedoch in Österreich die Norm. Laut Tomáš Sobotka, Leiter der Forschungsgruppe für vergleichende europäische Demographie am *Vienna Institute of Demography*, wollen nur 4–5 Prozent der 25- bis 29-Jährigen keine Kinder bekommen. Am Beliebtesten bleibt das klassische Konzept der Kernfamilie bestehend aus zwei Elternteilen und zwei Kindern.

Weniger gebildete Frauen sowie bestimmte Migrant_innengruppen (v. a. aus der Türkei, dem Kosovo und Albanien) haben die meisten Kinder. Entgegen der gängigen Klischees sind die Unterschiede zu anderen Österreicher_innen jedoch nicht dramatisch: Diese Bevölkerungsgruppen haben im Durchschnitt ungefähr zwei Kinder, während die Norm etwas unter zwei Kindern liegt. Auch stirbt Österreich nicht aus. Denn die Anzahl der Geburten in Österreich steigt – laut Sobotka werden in Österreich bis Ende 2014 mit großer Wahrscheinlichkeit mehr Menschen geboren als gestorben sein.

KINDERLOS? KLAR! Trotzdem gibt es Menschen, die sich am Kinderkriegens nicht beteiligen können – oder wollen. 27 Prozent der 44-jährigen Frauen in Wien haben keine Kinder. Die Gründe dafür sind so

vielfältig wie die betroffenen Personen. Laut Tomáš Sobotka sind die veränderten Möglichkeiten zum Aufschub einer Schwangerschaft eine wichtige Ursache. Zum Beispiel ist durch die „Pille danach“ ein hohes Maß an Kontrolle über Schwangerschaften gewährleistet. Vor allem trifft das auf Frauen mit höherer Bildung zu, denen eine Karriere wichtig ist. Dass sich der Wunsch, Karriere zu machen, häufig nicht mit dem Großziehen von Kindern vereinen lässt, ist laut Sobotka ein wichtiger Grund, keine Kinder zu bekommen. Auch Sonja, die anonym bleiben möchte, passen die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen nicht: „Ich bin ambitioniert“, erklärt die Studentin: „Ich will später auch Bestätigung aus meinem Beruf ziehen. Da ist kein Platz für ein Kind neben einer Vollzeitbelastung im Beruf.“ Ein weiterer Grund ist, dass Frauen die Opfer, die das Aufziehen von Kindern erfordert, nicht bringen wollen. So auch Sonja: „Ich müsste auf meine Karriere verzichten und wäre auf meinen Partner angewiesen.“ Geringe Karrierechancen, der Verzicht auf Vollzeitbeschäftigung und die Aussicht auf Altersarmut sind keine attraktiven Zukunftsvisionen.

2013 gingen in Österreich 80 Prozent der erwerbstätigen Mütter mit Kindern unter sechs Jahren einer Teilzeitbeschäftigung nach. Ökonomisch düster sieht es besonders für Hausfrauen aus. Denn um Mindestpension beziehen zu können, müssen Frauen 15 Jahre versichert gewesen sein. Zwar ist es möglich, sich pro Kind maximal vier Beitragsjahre anrechnen zu lassen. Bei mehreren Kindern erhöht sich die

monatliche Bemessungsgrundlage von 1.649,84 Euro jedoch nicht. Auch werden nicht mehr Jahre angerechnet, wenn die Geburten der Kinder nicht mindestens vier Jahre auseinanderliegen. Fehlende Beitragsjahre können nur über eine Erwerbstätigkeit anerkannt werden. Das bedeutet, dass heutige Hausfrauen ohne eigenes Einkommen in 40 Jahren finanziell genauso abhängig von ihren Partner_innen sein werden wie die Generation ihrer Großmütter und Mütter, falls diese Hausfrauen waren. Für Lisas Mutter war das während ihrer Ausbildung zur Krankenpflegerin beispielsweise keine Option. Sie begann nach dem Mutterschutz wieder Vollzeit im Krankenhaus zu arbeiten. Lisa wurde währenddessen von einer Tagesmutter betreut. Lisa ist 24, studiert Anglizistik und Germanistik in Salzburg und möchte selbst keine Kinder bekommen. Jedoch nicht aufgrund der finanziellen und sozialen Rahmenbedingungen, sondern weil sie nicht das Bedürfnis danach hat. „Ich hatte nie den Traum, einen Mann zu finden, zu heiraten und Kinder zu bekommen.“

ÖSTERREICH VERLANGT KINDER. Der Entscheidung, keine Kinder haben zu wollen, wird oft mit gesellschaftlichem Druck begegnet. Zum Beispiel indem der österreichische Staat die Familie als das höchste Gut definiert. So steht in der Informationsbroschüre „Der Familien-Kompass“ des *Bundesministeriums für Familie und Jugend* auf der ersten Seite: „Für das Wichtigste im Leben – unsere Familien“. Aber Ein-Kind-Familien reichen der Familienministerin Sophie



Fotos: Luiza Puiu

Karmasin nicht: „Mehr Kinder in den Familien – mehr Familien in der Gesellschaft‘ – unter diesen Titel haben wir unsere Familienpolitik gestellt.“ Im Allgemeinen wird diese Politik auf der Homepage des *Ministeriums für Familie und Jugend* folgendermaßen gerechtfertigt: „Familie und Kinder‘ bzw. ‚Partnerschaft‘ stehen nach wie vor an erster Stelle der als besonders wichtig erachteten Lebensbereiche der Österreicherinnen und Österreicher. Die Familie ist und bleibt zentraler gesellschaftlicher Werte- und Leistungsträger.“ Sind und waren das Österreicher_innen ohne Kinder nicht?

Der Vorwurf an und die Herabsetzung von Kinderlose/n passiert alltäglich aber auch viel indirekter. Kinderlos zu bleiben braucht Ausdauer und Selbstbewusstsein. Die 25-jährige Sonja berichtet von ihren Verwandten in der Steiermark: „Immer wieder rufen mich Verwandte an und erzählen, sie hätten Kindergewand für mich gewaschen und den Kinderwagen für mich aufbewahrt. Noch ist es scherzhafter Druck, aber wenn ich mal über 30 bin, wird es wahrscheinlich mühsamer.“ Ihre steirischen Freund_innen akzeptieren ihr Studium als Ausrede dafür, dass sie keine Kinder haben möchte. „Wenn dieses Argument nicht mehr gilt, wird es schwieriger werden.“ Auch der in Wien aufgewachsene Raphael, 19, sagt: „Meine Familie meint immer, ich würde schon sehen. Wenn ich älter werde, würde ich meine Meinung ändern.“

„WIR SIND KEINE KINDERHASSER_INNEN.“
Im Gegensatz zu Männern werden Frauen, die keine

Kinder haben wollen, besonders negativ dargestellt. Bilder wie das der kinderhassenden Karrierefrau herrschen vor. Für die Berlinerin Sarah Diehl ist das ein Missstand, der auch Grund für ihr aktuelles Buch „Die Uhr, die nicht tickt“ war. „Es fällt Frauen schwer, sich mit Kinderlosen zu identifizieren und sich selbst nicht negativ zu beschreiben“, so Diehl im Interview. „Aber warum sollten sie denn in ihrer Lebensplanung an etwas anderes denken als an sich? Oft wird das bei Frauen mehr in Frage gestellt als bei Männern.“ Diehl will mit ihrem Buch nicht nur eine Analyse bieten, sondern den Frauen Handwerkszeug geben, um Kinderlosigkeit für sich positiv beschreiben und ein positives Selbstbild entdecken zu können.

„Wenn du als kinderlose Frau von der Gesellschaft als Mangelwesen beschrieben wirst und du dich selbst so wahrnimmst, dann wirkt sich das aus. Als wären Kinder die einzige Sinnstiftung für ein wirkliches Frauen-Dasein.“ Diehl meint, dass die Vorstellung von Weiblichkeit mit Fürsorglichkeit gekoppelt wird. Die Fähigkeit, Liebe geben zu können, erscheint dann besonders problematisch bei Kinderlosen. „Das Schwierigste ist, sich aus diesem Stereotyp rauszuwinden und sagen zu können: ‚Ich bin ein liebevoller Mensch, auch wenn ich keine Kinder habe.‘“ Sowohl Sonja als auch Raphael betonen, dass sie Kinder sehr mögen. „Ich sehe mich als wundervolle Tante, als wundervolle Schwester, als wundervolle Kusine – aber nicht unbedingt als Mutter“, sagt Sonja.

Aber – was aus der Norm fällt, wird kritisiert. Stigmatisierungen finden sowohl bei Familien ohne Kinder als auch bei solchen mit vielen Kindern statt. Sonja fühlt sich oft so, als müsse sie sich rechtfertigen. Ihre Verwandten bringen Argumente wie: „Du bist doch eine Frau!“, „Man macht das so!“ und „Ihr liebt euch doch!“ Äußerungen dieser Art spiegeln das gesellschaftliche Unbehagen gegenüber Kinderlosen, die nicht selten auch abgestraft werden, wider. Denn wenn sich Frauen der Selbstverständlichkeit der Mutterschaft entziehen, hat das weitreichende soziale und ökonomische Folgen. Diehl dazu: „Die Gesellschaft erwartet, dass Frauen die Arbeit in der Kleinfamilie umsonst machen und das Problem der Vereinbarkeit ihres bleibt. Sobald das hinterfragt wird, hat unsere Gesellschaft Angst. Denn dann müssen wir Kinderbetreuung auf einmal gesamtgesellschaftlich organisieren, weil die Frauen sie nicht mehr alleine erledigen wollen oder sich dem durch Kinderlosigkeit ganz entziehen.“

FAMILIE RELOADED. Argumente fürs Kinderkriegen spiegeln eine enge, oft konservative Vorstellung davon wider, was Familie ist. Dass Familie keineswegs für jeden Menschen das gleiche bedeutet, wird oft ignoriert. Sowohl für Sonja als auch für Raphael ist Familie nicht mit Blutsverwandtschaft gleichzusetzen. „Familie ist ein Verein von Menschen, die zueinander stehen, gefühlsmäßig miteinander verbunden sind, sich unterstützen und gegenseitige Anteilnahme zeigen“, sagt Raphael. Sonja betont die Konstruiertheit von Familie: „Familie ist ein gedankliches Konzept. Sie besteht aus all jenen,



Fotos: Luiza Puiu

die ich für meine Familie halte.“ Um eine Familie zu haben, muss man also keine Kinder bekommen. „Meinem Freund ist es wichtiger, eine glückliche Partnerin zu haben als ein Kind mit einer traurigen Mutter“, berichtet Sonja. Sarah Diehl weiß auch von ihren Interviewpartner_innen, dass sich viele aus Liebe zu ihrer Beziehung gegen Kinder entscheiden: „Die Gleichberechtigung in der Partner_innenschaft hört oft auf, wenn ein Kind kommt.“ Besonders im Fall einer Trennung von unverheirateten Paaren kommen Frauen in eine schwierige Position. Die Zahlen belegen, dass in diesem Fall mehrheitlich Frauen Alleinerzieher_innen werden. Während 2013 mehr Mütter in Österreich alleinerziehend waren als es in der Stadt Salzburg Einwohner_innen gibt, decken die alleinerziehenden Väter zahlenmäßig nicht einmal Mödling ab.

Dass einige misstrauisch gegenüber dem Konzept der heilen Familie und Mutterschaft sind und sich gegen Kinder entscheiden, liegt nicht an einer politischen Paranoia. Sondern daran, dass sie in der Realität die meiste Verantwortung übernehmen, Kompromisse eingehen und einen Großteil der Arbeit leisten müssen. Dieses Ungleichgewicht endet nicht mit der Geburt. Auch in der Kinderbetreuungsarbeit stellt sich in der Regel keine fifty-fifty Aufteilung zwischen Frauen und ihren Partnern ein. Diehl führt in ihrem Buch an, dass laut einer Studie des *Allensbach-Instituts* von 2013 berufstätige Männer im Schnitt zwölf Minuten täglich mit ihren Kindern verbringen – bei vollzeitbeschäftigten Frauen sind es drei Stunden.

Auch was die Hausarbeit betrifft, gab jeder zweite Mann zu, dass Frauen den Großteil erledigen. Die Männer aber als Sündenböcke hinstellen, geht für Diehl zu weit: „Menschen nutzen nun einmal die Strukturen, die sich ihnen bieten. Und so ist es in gewisser Weise verständlich, dass Männer unhinterfragt von ihren Freiräumen Gebrauch machen und ihnen manchmal gar nicht bewusst ist, wie viele Privilegien sie genießen.“

SCHWANGERSCHAFTSABBRUCH. Ein hart umkämpftes Privileg der Frauen ist der sichere Schwangerschaftsabbruch im Falle, dass sie ein Kind nicht möchten. Laut dem Österreichischen Verhütungsreport 2012 wird mehr als die Hälfte aller Frauen in Österreich einmal in ihrem Leben ungewollt schwanger. 55 Prozent der befragten Frauen gaben an, sich dabei für einen Schwangerschaftsabbruch entschieden zu haben.

„Es ist mein Körper“, sagt Sonja. „Ich entscheide darüber, ob ich Kinder haben möchte oder nicht. Man kann von keiner Frau verlangen, gegen ihren Willen ein Baby zu bekommen.“ Auch Lisa würde eine potentielle Schwangerschaft abrechnen. In Österreich ist ein Schwangerschaftsabbruch innerhalb der ersten drei Schwangerschaftsmonate erlaubt. Eine Angabe von Gründen ist nicht erforderlich und der Abbruch kann völlig anonym verlaufen, wird jedoch nicht von den Krankenkassen bezahlt. Die Kosten schwanken zwischen 350 und 800 Euro. Außerdem werden Schwangerschaftsabbrüche nicht in allen

Krankenhäusern angeboten. In Bundesländern wie Salzburg, Oberösterreich, Vorarlberg und Tirol gibt es jeweils nur eine und im Burgenland keine entsprechende Anlaufstelle – obwohl alle Ärzt_innen in ihrer Ausbildung lernen, einen Schwangerschaftsabbruch durchzuführen. In einer Umfrage der SPÖ-Frauen, dem „Frauenbarometer 2014“, gaben fast drei Viertel der befragten Männer und Frauen an, dass ein Schwangerschaftsabbruch in allen Krankenhäusern möglich sein sollte.

Auch wenn die Mehrheit der Österreicher_innen eindeutig die heterosexuelle Kernfamilie favorisiert, muss der Wunsch nach einem kinderlosen Leben respektiert werden. Dazu gehört auch der freie, kostenlose und sichere Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen. Diehl wünscht sich ein solidarisches Miteinander – auch für Kinderlose. „Es geht nicht darum, die Grabenkämpfe auszuweiten und die Blockbildung zwischen Müttern und kinderlosen Frauen zu verschärfen. Ich lege die Betonung hier ganz bewusst auf Frauen, denn sie sind es vornehmlich, die diese Kämpfe führen. Es geht mir nicht um Wertungen, sondern um die gesellschaftliche Akzeptanz verschiedener Lebensentwürfe.“

Marlene Brüggemann und Patricia Urban studieren Philosophie und Kultur- und Sozialanthropologie sowie Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Uni Wien.

BILDUNG





Studieren in der Arktis

**Das Universitätszentrum in Longyearbyen ist das nördlichste der Welt
– und, glaubt man Studierenden und Lehrenden, eines der besten.
Studieren mit Eisbären, Schneemobilen und Icebreakerpartys.**

Ein Auslandssemester an einem Ort, an dem es monatelang finster ist? In Longyearbyen, dem nördlichsten Ort der Welt, gibt es rund 110 Tage im Jahr weder Sonnenauf- noch -untergang. Wer hier im Wintersemester studiert, lebt lange Zeit in Finsternis. Doch wer das auf sich nimmt, wird mit einer offenen, internationalen Gemeinschaft und einer außergewöhnlichen, außerirdisch anmutenden Umgebung belohnt: schneebedeckt, baumlos, unberührt, arktisch, mit Gletschern und Bergen – ein Abenteuerfilm-Setting, Eisbären inkludiert. Und im Sommersemester holt die Mitternachtssonne ihre Sonnenstunden nach.

Die Stadt Longyearbyen liegt auf der Hauptinsel von Svalbard (Spitzbergen) und wurde ursprünglich als Bergarbeiterstadt errichtet. Der Kohleabbau ist nach wie vor der größte Wirtschaftszweig auf Spitzbergen, doch aufgrund der exponierten Lage 600 km von der Nordspitze Finnlands entfernt haben sich die Inseln in den letzten Jahrzehnten zum wichtigsten Zentrum für Arktisforschung weltweit entwickelt – und UNIS ist ein wichtiger Teil davon.

UNI IN EIS UND SCHNEE. Das UNIS (*University Centre in Svalbard*) ist keine Hochschule im klassischen Sinn, denn es ist nicht dafür ausgelegt, hier ein komplettes Studium zu absolvieren. Stattdessen treffen sich hier Studierende aus aller Welt für ein oder zwei Semester, um von Arktis-Koryphäen unterrichtet zu werden und gemeinsam mit ihnen zu forschen.

Am UNIS können die Fächer Arktische Biologie, Arktische Geologie, Arktische Geophysik und Arktische Technologie studiert werden – wer sich hier bewirbt, sollte also besser ernsthaftes Interesse an Schnee und Eis haben. Es gibt Kurse auf Bachelor-, Master- und PhD-Level. 2013 zum Beispiel verbrachten fast 500 Studierende einige Wochen, Monate oder gar ein volles Jahr hier.

Die 22-jährige Meteorologie-Studentin Veronika Hatvan hat zwei Semester lang auf Bachelor-Niveau Arktische Geophysik am UNIS studiert und ist seit Anfang Juni für ihr Masterstudium zurück in Innsbruck. Sie bereut ihre Entscheidung für Svalbard keine Sekunde.

„Ich habe in einer Zeitung gesehen, dass es hier eine Uni gibt. Meine Mutter hat gemeint, das wäre doch was für mich. Das war im ersten Semester. Und dann hat sich das zu einer fixen Idee entwickelt“, erzählt Veronika.

WEG ZUM STUDIUM. Eine Idee, die sie in die Tat umgesetzt hat, auch wenn der Weg zum Studium am UNIS ein wenig kompliziert ist: Direkte Bewerbungen sind nicht möglich. Stattdessen müssen sich Interessierte zuerst an einer norwegischen Universität bewerben – mit dem Hinweis, dass das eigentliche Studium in Longyearbyen geplant ist – und dann noch einmal separat für UNIS. Die Studentinnen und Studenten sind international durchmischt. Sie kommen nicht nur aus Norwegen, sondern beispielsweise auch aus Kanada, Dänemark, den Niederlanden, der Schweiz, Deutschland und Österreich. Insgesamt waren 2013 36 Nationen vertreten und der Frauenanteil lag bei 53 Prozent.

Abgesehen von einer kleinen Semestergebühr von 65 Euro gibt es keine Studiengebühren, und wenn die norwegische Universität Partnerin der eigenen Hochschule ist, ist ein Erasmus-Auslandssemester möglich. Das UNIS selbst vergibt keine Stipendien. Das Leben so hoch im Norden ist allerdings teuer: Mit Kosten von zumindest 1.000 Euro pro Monat ist zu rechnen.

Der organisatorische und finanzielle Aufwand lohnt sich jedoch, findet Veronika: „Ich habe das Gefühl, dass sie hier wirklich wollen, dass du etwas lernst“, sagt Veronika. Auch Stefan Schöttl, 25 Jahre alt und Gebirgs- und Klimageographie-Student in Graz,

hat von Februar bis Mai 2014 zwei Master-Kurse am UNIS absolviert. „Die Studierenden sind sehr motiviert. Es ist schon irgendwie eine Ehre, hier studieren zu dürfen“, beschreibt er seine Erfahrung. Aber nicht nur den Studierenden ist es eine Ehre, sondern auch den Lehrkräften: „Hier unterrichten wirklich gute Leute. Im ersten Semester haben wir zum Beispiel in einem Kurs zuerst mit Fachartikeln gearbeitet, und eine Woche später war dann derjenige unser Vortragender, der fünf dieser Papers geschrieben hat“, sagt Veronika. Stefan lobt das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden: „Es ist mehr auf einer Ebene.“ Er hält es für ein Qualitätsmerkmal, dass „hier jede/r das unterrichtet, worin er oder sie Experte/in ist“.

GEGENSEITIGES LOB. Das Lob beruht auf Gegenseitigkeit: Auch die Lehrenden heben die Motivation der Studierenden hervor. „Die Studierenden hier sind wahnsinnig toll“, erzählt Anne Hormes. Sie hat sieben Jahre lang am UNIS unterrichtet, obwohl ursprünglich nur drei geplant waren. Geblieben ist die Geologin unter anderem wegen der Möglichkeiten, die sich am UNIS in der Lehre bieten. Sie ist nicht nur wegen der kleinen Gruppengrößen spannend (im Schnitt 20 bis 25 Teilnehmer*innen), sondern auch wegen der praktischen Ausrichtung. „Wir gehen raus und involvieren die Studierenden bei Forschungsfragen. Sie sammeln Daten, die für weitere Arbeiten von Interesse sind. Sie lernen, wie man wirklich Forschung betreibt.“

Diese Einbindung in „richtige“ Forschungsarbeit war auch ein großer Motivationsfaktor für Veronika und Stefan. „Es ist toll, wenn man auf Exkursionen Daten sammelt, die dann tatsächlich in Publikationen verwendet werden“, sagt Veronika. Diese Publikationen werden nicht nur von den Forscher*innen des UNIS geschrieben, auch die Studierenden beteiligen sich – und es kommt immer wieder vor, dass ein von



Fotos: Daniela Sulz

Studierenden geschriebener Artikel tatsächlich in einem Fachmagazin erscheint.

STEOP: SCHIESSKURS. Der Schwerpunkt auf Forschung liegt aufgrund der außergewöhnlichen Lage von Spitzbergen auf der Hand, ist aber trotzdem beeindruckend: Feldexkursionen bringen einen großen Aufwand an Material und Logistik mit sich. Neben dem Forschungsequipment sind zum Beispiel auch Schneemobile und Gewehre ein fixer Bestandteil der Ausrüstung.

Der erste Kurs, den alle Neuankömmlinge in Longyearbyen absolvieren müssen, heißt „Arctic Survival and Safety Course“. Hier lernen die Studierenden, wie man sich in der arktischen Wildnis richtig verhält. Der Umgang mit Gewehren gehört da einfach dazu, denn es ist verboten, die Stadt unbewaffnet zu verlassen – der Eisbären wegen. Diese sind zwar eigentlich maritime Raubtiere, das heißt, sie leben großteils auf dem Eis, aber sie kommen auch immer wieder an Land. Dass Eisbären Menschen zu nahe kommen, passiert sehr selten, aber ausgeschlossen ist es nicht. Und da das Universitätszentrum seine Studierenden nicht nur auf Exkursionen schickt, sondern auch dabei unterstützt, die Insel so gut und sicher wie möglich auf eigene Faust zu erkunden, ist ein kleiner Schießkurs Pflicht.

„Es gibt jede Woche eine Lotterie“, erzählt Veronika. Dabei wird ausgelost, wer für die nächste Woche Waffen zur Verfügung gestellt bekommt. Auch Schneemobile kann man ausleihen. Das ermöglicht Ausflüge in der Freizeit. „Uns wurde letztes Semester gesagt, dass wir die teuersten Studierenden der Welt sind, weil wir all dieses Equipment verwenden dürfen“, sagt Veronika.

AKTIV IN DER FREIZEIT. Die Studierenden des UNIS sind auch in ihrer Freizeit sehr aktiv: Obwohl die Kurse fordernd und arbeitsintensiv sind, stehen

Skifahren, Wandern und Scooterfahren so oft wie möglich auf dem Programm – die knappe Zeit in dieser ungewöhnlichen und faszinierenden Umgebung will genutzt werden. Veronika hat sich einen eigenen gebrauchten Scooter zugelegt, um so mobil wie möglich zu sein.

Und das Sozialleben? Mit rund 2.000 Einwohner*innen ist Longyearbyen nicht gerade eine Partystadt, aber durch den Tourismus gibt es einige Bars und Restaurants. Die Studierenden meiden die Restaurants aufgrund der hohen Preise aber eher und organisieren die Partys selbst – mit Unterstützung des Universitätszentrums. Jeden Freitag gibt es ein „Friday Gathering“ im Universitäts-Gebäude. Es wird von Studierenden veranstaltet und von der Universität gefördert. Zusätzlich gibt es eine große Party pro Semester: Die „Icebreaker Party“, ein Name, der wohl nirgendwo so passend ist wie am Rande der Arktis. Putzen müssen die Studierenden nach ihren Feiern selbst. Auch das stärkt den Zusammenhalt.

RÜCKKEHR. Die Rückkehr an ihre österreichischen Unis war für Veronika und Stefan eine Umstellung. „An das Betreuungsverhältnis in Österreich muss man sich erst wieder gewöhnen“, sagt Stefan, der sich trotzdem gefreut hat, wieder nach Hause zu kommen. Und: „Es gibt ja auch hier genug Berge, Gletscher und vor allem Bäume.“ Wenn alles klappt, wird er nächstes Jahr im Februar wieder einen Kurs am UNIS machen. Auch Veronika vermisst UNIS und Longyearbyen. „Die Umgebung ist einzigartig“, findet sie. Auch für sie war es vermutlich nicht der letzte Aufenthalt auf Svalbard.

Dass viele Studierende wiederkommen, verwundert Anne Hormes nicht: „Sie machen hier eine tolle Erfahrung mit extremen Erlebnissen.“ Die Umgebung verlange, dass man sich ganz aufeinander einlässt. Dazu kommen die eng gestrickte Gemeinschaft und die Erfahrung, dass Lehrende und Studierende sich

auf Augenhöhe begegnen können. Wer einmal hier war und am rauen Klima, der arktischen Natur und der Diskrepanz zwischen Polarnacht und Mitternachtssonne Gefallen gefunden hat, der will mehr.

Daniela Sulz lebt zur Zeit in Helsinki und hat Journalismus an der FH Wien und Geschichte an der Uni Wien studiert.

Infobox: Spitzbergen

Die Inselgruppe mit dem norwegischen Namen Svalbard liegt auf halbem Weg zwischen Norwegen und dem Nordpol. Nach der Entdeckung der Inseln 1596 blieben sie zuerst unbewohnt, wurden aber als Ausgangspunkt für den Walfang genutzt. Die Besiedelung begann erst im frühen 20. Jahrhundert, nach der Entdeckung von Kohlevorkommen. Durch den Spitzbergen-Vertrag wurde die Inselgruppe Norwegen zugesprochen. Longyearbyen wurde 1906 gegründet und war eine Bergbaustadt, in der jahrzehntlang fast gar keine Frauen lebten, nicht einmal Ehefrauen waren erlaubt. Das änderte sich erst mit der Eröffnung des Flughafens. Nur langsam wurde Longyearbyen für die „Zivilbevölkerung“ und den Tourismus geöffnet. Heute ist der Tourismus ein wichtiger Einkommenszweig. Svalbard ist auch das wichtigste Zentrum für die Arktisforschung.

Das Klima ist arktisch, nur die Küstenregionen sind im Sommer für einige Wochen schneefrei und von Gräsern und Flechten bedeckt. Das Nahrungsangebot ist aber für einige angepasste Tierarten wie das Spitzbergen-Rentier und rund 30 Vogelarten ausreichend. Um die Inseln leben auch verschiedene Robbenarten und ungefähr 3.500 Eisbären.



Foto: Verena Wachter

Mit KlassensprecherInnen gegen Studiengebühren

Unabhängige Studierendenvertretung hat in Schottland lange Tradition. Trotzdem sind die „Student Unions“ in der Krise.

Das altmodische Café und die elegante zweistöckige Library Bar sind zur Mittagszeit gut gefüllt, Lerngruppen und Studis schauen hier wegen dem günstigen Kaffee vorbei. Abends wird dann billiges Bier ausgeschenkt. Der Debattiersaal im Stock darüber wird regelmäßig zum Proberaum für die Jazz-Dance-Gruppe oder zum Sitzungszimmer für die Studierendenzeitung umfunktioniert. Dann sind da noch Proberäume für Bands, die Jazz Bar und das Dinner-Zimmer. Das viel genutzte Teviot Row House mitten am Campus der *University of Edinburgh* hat Symbolkraft: Es ist das älteste eigens für eine Studierendenverbinding errichtete Gebäude der Welt. Und die *University of Edinburgh* stellt mit der *Edinburgh University Students Association* (EUSA) auch die älteste Studierendenvertretung Großbritanniens – gegründet 1884.

IMMER PRÄSENT. So präsent und zentral wie das Teviot-Gebäude ist auch die EUSA im Studi-Leben: EUSA-VertreterInnen sitzen in Gremien auf allen Ebenen der Uni-Organisation. Sogar jede Lehrveranstaltung wählt eine/n „Class Representative“, der/die sich regelmäßig mit Lehrenden des jeweiligen Institutes trifft. Dazu kommen die so genannten „liberation groups“, die etwa Frauen oder Minderheiten repräsentieren, und die Gremien der internationalen Studierenden und der Postgraduates. Freizeitaktivitäten werden in mehr als 200 Sport-Klubs und „Societies“ organisiert: von Theatergruppen, Chören und Buchklubs über Sprachlern- oder Koch-Societies bis hin zum Volleyball-Klub. Kurz: Jeder und jede ist irgendwie mit dabei.

Auch EUSA-Präsidentin Briana Pegado und ihr Stellvertreter Dash Sekhar haben sich zunächst als „Class Reps“ und in den Societies engagiert. Die beiden sind für ein Jahr gewählt und können in dieser Zeit ihr Studium pausieren. Zurzeit bereiten sie zum Beispiel eine Kampagne für einen Gratis-Shuttle zum Medizin-Campus außerhalb der Stadt vor und organisieren das *Edinburgh Student Arts Festival*.

Die EUSA agiert dabei finanziell praktisch unabhängig von der Universität. Einnahmen kommen von den

Bars im Teviot und einer eigenen Catering-Firma. Offiziell ist die EUSA eine Wohltätigkeitsorganisation mit einem Aufsichtsrat, der die Finanzen kontrolliert. „Dadurch sind wir komplett unabhängig“, sagt Briana. „Wir sind praktisch eine Firma“, meint Dash.

NATIONALE EBENE. So wie 700 weitere Studierendenvertretungen im gesamten Vereinigten Königreich hat sich auch die EUSA der britischen *National Union of Students* (NUS) angeschlossen. Das ist nicht selbstverständlich. Die Studierendenvertretungen von vier schottischen Unis, darunter die *University of Glasgow* und *St. Andrews*, sind nicht dabei. „Ich kann ehrlich gesagt nicht sagen warum“, sagt Robert Foster, Vize-Präsident von NUS Schottland und Student an der *Caledonian University* in Glasgow. „Für die Studierenden dieser Unis bedeutet das in erster Linie, dass sie nicht am demokratischen Prozess teilnehmen können.“ NUS lobbyiert etwa für finanzielle Unterstützung von Studierenden, für leistbare Unterkünfte, aber auch für Visa-Erleichterungen für internationale Studierende. Das geschieht teilweise auf nationalem Level, teilweise werden Untergruppen wie NUS Schottland oder NUS Nordirland alleine aktiv, je nachdem, welche Ebene der britischen Regierung zuständig ist. Visa-Fragen werden etwa in London entschieden, für das Bildungs-Budget ist aber seit 1999 das schottische Parlament verantwortlich.

„Ich kann mir vorstellen, dass es NUS Schottland vor 1999 schwer hatte“, sagt Robert. „Seit wir unsere eigene Regierung hier haben, haben wir besseren Zugang zu den Verantwortlichen. Wir können zum Beispiel einfacher Termine beim Bildungsminister bekommen. Das war mit Westminster schon alleine wegen der Distanz schwieriger.“ Und bisher hatte die NUS in Schottland auch Erfolg: Während englische Unis Studiengebühren in der Höhe von bis zu 9.000 Pfund pro Jahr verlangen dürfen, sind schottische Unis für EuropäerInnen gratis.

Ein weiterer Unterschied zu England ist, dass in englischen Studierendenvertretungen die traditionellen politischen Parteien mehr Einfluss haben. Dort treten

etwa die Uni-Gruppen der *Labour Party*, der *Tories*, aber auch UKIP zu den Wahlen an. Robert hingegen gehört keiner Partei an. „Wir finden uns bei unterschiedlichen Themen in unterschiedlichen Fraktionen zusammen. Wir diskutieren ziemlich viel.“

GERINGE WAHLBETEILIGUNG. Dennoch macht auch der schottischen Studierendenvertretung Politikverdrossenheit zu schaffen. Gerade 27 Prozent der Studierenden haben bei der letzten Wahl ihre Stimme abgegeben. „Student Unions in ganz Großbritannien sind in der Krise“, meint Briana. Auch Robert hat dies schon bemerkt. „Viele Studierende sind zwar auf der Uni-Ebene in den Societies und als Class Reps engagiert, aber das heißt nicht, dass sie auch in der NUS aktiv werden.“ „Frustrierend daran ist, dass die Student Unions einen so großen Einfluss haben könnten“, sagt Briana.

Laut ihr ist das Problem, dass sich die NUS zu sehr in nicht-studentische Themen einmischt. „Ich glaube, dass sich hier viele Studierende distanzieren haben. Es braucht VertreterInnen mit moderaten Ansichten, die offen für verschiedene Meinungen sind“, sagt Briana. Sie hat sogar bei ihrer Kandidatur damit geworben, sich mehr auf Studierenden-Themen konzentrieren zu wollen. „Deshalb habe ich gewonnen“, ist sie überzeugt. Dash ist anderer Ansicht: „Studierende sind Mitglieder der Gesellschaft und sind von allen möglichen Entscheidungen betroffen.“

Robert versucht indessen, Studierende auf anderem Wege zum Engagement zu bewegen. Jede/er, der/die etwas von der NUS kauft, bekommt regelmäßig E-Mails mit Infos und Umfragen. Er hofft, dass dadurch mehr Studierende darauf aufmerksam werden, dass es neben dem Café im Teviot auch noch die NUS gibt.

Magdalena Liedl studiert Zeitgeschichte und Anglistik an der Universität Wien und ist derzeit auf Auslandsjahr an der University of Edinburgh.

Spuren digitaler UreinwohnerInnen

Digitale Medien haben den Schulunterricht verändert. Von einer Pädagogik 2.0 ist Österreich aber noch einige Schritte entfernt.

Knetfiguren sitzen in einer Schulklasse. SchülerInnen aus Plastilin sitzen brav an ihren Bänken und schauen geradeaus Richtung Lehrer. Der Pädagoge mit Krawatte und Zeigestock hat vor sich auf dem Pult zwei aufgeklappte Bücher liegen. Auf der Tafel steht „Schulraumkultur“ geschrieben. Daneben hängt eine Uhr. Es ist kurz vor 12.

Den Stop-Motion-Animationsfilm „In Colour“ drehten drei Zweit-Klässlerinnen eines Innsbrucker Gymnasiums und bekamen dafür den *media literacy award* (mla), eine Auszeichnung für Medienkompetenz. Im Theater *DSCHUNGEL WIEN* wurden mit dem mla heuer zum 13. Mal die einflussreichsten medienpädagogischen Projekte an europäischen Schulen gewürdigt. „Solche Gestaltungsprozesse erfordern Kreativität“, sagt Dietmar Schipek, Initiator des mla und Chefredakteur von *mediamanual.at*, einer Plattform des Bundesministeriums für Bildung und *Frauen zur Förderung aktiver Medienarbeit* an Schulen. Schipek sieht als wichtiges Kriterium für gelungene Medienbildung kritisches Denken: „Es ist ein kreatives Werkzeug, das unabdingbar für Lernprozesse und persönliche Weiterentwicklung ist.“

MEDIENKUNDE STATT DEUTSCH. Ein kompetenter Umgang mit Medien verfolge außerdem den emanzipatorischen Anspruch, Menschen aus entmündigenden und entfremdenden Verhältnissen zu befreien, sagt Christian Swertz, der als Professor für Medienpädagogik an der *Universität Wien* forscht und lehrt. Swertz fordert Medienkunde als Unterrichtsfach – und zwar ab dem Kindergarten: „Wenn ich das mal ganz provokativ sage: Medienkunde sollte eigentlich Deutsch ersetzen.“ Er meint, man müsse nicht nur Bücher, sondern auch Computerspiele und Online-Plattformen lesen können. Als Bezeichnung für diejenigen, die von Anfang an mit moderner Informationstechnologie aufwachsen, prägte der US-amerikanische Autor Marc Prensky den Begriff „Digital Natives“. Ihm zufolge wären Swertz und die meisten LehrerInnen „Digitale EinwanderInnen“. Auch LehrerInnen nutzen trotzdem das Internet; viele von ihnen schauen zur

Unterrichtsvorbereitung in die *Wikipedia*. Die sei mittlerweile aber so elaboriert, dass SchülerInnen lieber *Youtube*-Videos anschauen, erzählt Swertz. Material zur Vorbereitung auf den Unterricht könnten den SchülerInnen aber auch sogenannte MOOCs (*Massive Open Online Courses*) zur Verfügung stellen. MOOCs sind E-Learning-Veranstaltungen, die im Gegensatz zu Kursen auf der Plattform *Moodle* allen an der jeweiligen Bildungseinrichtung eingeschriebenen offen stehen. Ein erster MOOC ging heuer in Österreich online: iMooX von der TU und *Uni Graz*.

„Eine größere Plattform aus Österreich ist mir nicht bekannt“, sagt Jörg Hofstätter, geschäftsführender Gesellschafter von *ovos*, einer Firma, die interaktive Lernspiele entwickelt. Ihr größtes Projekt ist das Physiklernspiel „Ludwig“, das erste Computerspiel überhaupt, das in Österreich als Unterrichtsmittel eingesetzt wird. Hofstätter würde sich wünschen, dass der Staat und die Bildungsverlage mehr in MOOCs investieren und diese weiter ausbauen. Sonst könnten private Unternehmen den PädagogInnen irgendwann vielleicht ein besseres Angebot machen.

In den USA entwickelte *Amplify Learning* gemeinsam mit *Intel Education* ein Tablet speziell für den Schulgebrauch, mit erhöhter Robustheit, einem Stift, Apps, Games sowie dem gesamten Lehrplan vom Kindergarten bis zum High-School-Abschluss. „*Amplify Learning* ist aber in Besitz von Medienmogul Robert Murdoch“, gibt Hofstätter zu bedenken.

WETTLAUF UM BILDUNGSTOOLS. Dass ein Privatunternehmen über die Daten zigtausender Schülerinnen und Schüler verfügt, sieht Hofstätter nicht als das einzige Problem an. „Die Firma hat 1.200 Mitarbeiter. Rupert Murdoch macht das nicht aus Charity-Gründen. Ich glaube, er setzt bis zu einem gewissen Grad darauf, dass Bildungsverlage die Transformation vom Buch zu digitalen Inhalten nicht zeitgerecht oder nicht richtig machen.“ Das hält auch Erika Hummer für möglich. Die E-Lehrerin an einer Wiener AHS und Koordinatorin diverser E-Learning-Projekte hat einen

guten Überblick über die Praxis digitaler Mediendidaktik in Österreich. Sie sagt, unter den Schulbuchverlagen herrsche starke Konkurrenz, weshalb kaum Kooperationen zustande kämen. „Und auch die End-UserInnen – zum Beispiel die LehrerInnen – haben überhaupt keine Möglichkeit, hier mitzugestalten“, erzählt Erika Hummer.

„15 Prozent von dem Geld, das Schulen für Schulbücher bekommen, dürfen sie für digitale Medien ausgeben. Das ist ziemlich wenig“, sagt Hummer: „Und noch dazu muss in der Schule Konsens herrschen, damit etwas angeschafft wird. Das durchzusetzen, kann schon mal ein richtiger Kampf sein.“ Erschwerend kommt hinzu, dass Pflichtschulen seit Kurzem für die Nutzung von *Moodle* zahlen müssen, sagt Hummer. Trotz der Schwierigkeiten gibt es aber sehr vielversprechende Initiativen in Österreich, beispielsweise eLSA, KidZ und das *Klassenzimmer der Zukunft*.

DAS TABLET AUF DER SCHULBANK. In den 200 Schulen, die Hummer selbst betreut, gibt es 25 Tablet-Klassen. Die Geräte werden geleast, von der Schule angeschafft, von SchülerInnen mitgebracht oder mithilfe gegenseitiger Unterstützung beschafft, falls sich die Eltern kein Tablet leisten können, weiß die Projektkoordinatorin. Das Bedürfnis nach Technik werde immer größer. Sie bekommt ständig Anfragen von Schulen, die sich auch Tablets zulegen wollen. Laut der Expertin für E-Didaktik schreiben die Lehrpläne die Arbeit mit digitalen Medien sogar vor, was in der LehrerInnen-ausbildung jedoch nur wenig Beachtung finde. „Wenn sich Lehrerinnen und Lehrer endlich dazu überwinden, mit digitalen Medien zu arbeiten, dann reflektieren sie auch ihre Rolle“, meint Hummer: „Weil dann sind sie nicht mehr die InformationsgeberInnen und WissensvermittlerInnen. Sie werden MotivatorInnen, Coaches, Menschen, die Impulse nehmen und von Schülern und Schülerinnen lernen.“

Jonas Kühnapfel studiert Journalismus und Neue Medien an der FH Wien.



TÜRKISCH-LEHRAMT IST FIX

Nächsten Herbst startet der erste Studiengang für das Lehramt Türkisch an der *Universität Graz*. Fest steht, dass ein Bachelor- und ein Masterprogramm angeboten werden – Curriculum und Finanzierung sind aber noch unklar. Außerdem diskutieren Uni und Unterrichtsministerium darüber, wann die Türkisch-Matura eingeführt werden soll: Der *Uni Graz* zufolge mache das neue Studium ohne entsprechende Maturamöglichkeit keinen Sinn. Das Ministerium hingegen möchte sich mit diesem Schritt noch Zeit lassen.

SENATE KRITISIEREN UNI-BUDGET

Die Senatsvorsitzenden der öffentlichen Universitäten beanstanden die Einsparungen beim Uni-Budget. Laut Wissenschaftsminister Reinhold Mitterlehner sollen von 2016 bis 2018 zusätzlich 615 Millionen Euro beigesteuert werden – die Universitäten fordern jedoch eine Milliarde. Den Senatsvorsitzenden zufolge sei die aktuelle Summe ein Minimum, das keine Investitionen in Gebäude und Infrastruktur ermögliche. Sie befürchten, dass diese massiven Einsparungen „der nächsten Generation die Zukunft nehmen“.

320 NEUE FH-PLÄTZE

Im Studienjahr 2016/17 sollen die Fachhochschulen um 320 Plätze ausgebaut werden. Zum Vergleich: In den vergangenen Jahren wurden jeweils über 500 zusätzliche Studienplätze finanziert. Die Plätze werden auf Basis einer Ausschreibung vergeben, die noch bis Ende des Jahres läuft. Bevorzugt werden jene FHs, die „Maßnahmen zur nachhaltigen Entwicklung der Standorte“ nachweisen können. Auch Studiengänge, die gemeinsam mit anderen Hochschulen oder Unternehmen eingerichtet werden, sind ein Pluspunkt.

ÖH GEGEN PLAGIATSREGELUNG

Durch eine Gesetzesnovelle könnten Studierende künftig bis zu zwei Semester vom Studium ausgeschlossen werden, wenn sie bei ihren Master- und Dissertationsarbeiten mehrmals beim Plagieren erwischt werden. Während die Universitätenkonferenz fordert, den Wirkungsbereich dieser Sanktion auf Bachelorarbeiten auszudehnen, plädiert die ÖH für „Prävention statt Sanktion“: Mit besserer Aufklärung sollen die Unis Plagiate vorbeugen; ein Ausschluss sei nur als letzte Konsequenz ab der Masterarbeit akzeptabel.

Julia Mathe studiert Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Wirtschaftsuniversität Wien.

fad, aber wichtig

Schon wieder ein Ball?! WTF?!

Jahr für Jahr ist die Wiener Ballsaison ein trauriges Zeugnis von Konservatismus und Kommerz. Umso erfreulicher, wenn sich Ausnahmen finden.

Eine ist der *WTF?!-Ball*, der nicht zufällig eine Woche vor dem rechtsextremen Akademikerball stattfindet. Seit 2012 findet die Benefizparty statt, die burschenschaftlichen Ballmuff persifliert ohne zum hedonistischen Selbstzweck zu geraten. Es gibt Ballgeschenke, Tombola, Techno, PartisanInnen, Bands, Zuckerwatte und Infostände. 2015 geht der Erlös an die

Deserteurs- und Flüchtlingsberatung sowie ein Wohnprojekt für geflüchtete LGBTIQ-Personen. Der Ball will ein lautes Zeichen setzen – gegen rassistische, antisemitische, sexistische, homo- und trans*phobe Gewalt in Wort und Tat, in Gesetz und Alltag, hier und überall. Zu Gast sind zahlreiche lokale DJs: *Billie Jean (35 Grad)*, *Schallvergiftung (G-Spot)*, *Andaka (backlab)*, *Trautman (brunhilde)*, *Klub Renate*, *Kamila Pawlowska (Morgens im Puff)* und viele mehr. Aus Zürich wird das Rave-Punk-Duo *Saalschutz (Audiolith)* eingeflogen. (BK)

WTF?!-Ball – Für einen antisexistischen und antirassistischen Normalzustand

- Freitag, 23. 01. 2015
- fluc und fluc_wanne, Praterstern, Wien
- Einlass: 21 Uhr
- Eintritt: 6 Euro < 23 Uhr > 10 Euro

progress verlost 3x2 Gästelistenplätze für den WTF?!-Ball. Einfach ein Mail an progress@oeh.ac.at mit deinem Namen und dem Betreff WTF?!-Ball schicken.

Die ÖH-Bundesvertretung empfiehlt: Online Studierendenberatung

Die *Psychologische Studierendenberatung* bietet jetzt auch online Hilfe an. Du hast Fragen rund ums Studium oder suchst nach Wegen, sonstige Probleme anzugehen?

Die Psycholog*innen beraten dich im Chat und suchen gemeinsam mit dir nach Lösungsansätzen. Dabei kannst du zwischen zwei verschiedenen Chatmöglichkeiten wählen. Entweder du meldest dich vorher zum Chat an oder du wendest dich ohne Anmeldung

während dem Journdienst an die Berater_innen. Ohne Voranmeldung ist der Chat normalerweise jeden Donnerstag (außer an Feiertagen oder am 24. 12.) in der Zeit von 13:30 bis 14:30 Uhr geöffnet. Die Zeiten für vorangemeldete Einzelgespräche variieren.

Jede Person wird von den Beraterinnen und Beratern einzeln betreut, da kann es auch mal länger dauern und zu Wartezeiten kommen. In dem Fall wirst du

aber darüber informiert und kannst dann einen Einzelchattermin vereinbaren.

Falls du dich in einer akuten Krise befindest, wende dich bitte an eine der lokalen Beratungsstellen der *Psychologischen Studierendenberatung* oder an eine der auf Krisen spezialisierten Institutionen. (MB)

studierendenberatung-online.at

POLITIK



Im Süden nichts Neues

Während innerhalb der EU Grenzen abgebaut werden, lässt das „Friedensprojekt“ die Menschenrechte an seiner Süd- und Südostgrenze vor der Tür. Die Abschottung gegenüber Immigrant*innen wird jetzt mit einem neuen Programm ausgebaut.

Als Italien mit seiner Küstenwache am 18. Oktober 2013 die Aktion „Mare Nostrum“ (dt.: unser Meer) startete, war die Resonanz in den meisten Medien bescheiden. Dabei handelte es sich um ein Novum in der europäischen Grenzpolitik. Die Kernaufgabe der Küstenwache im Rahmen dieser Aktion sollte nämlich sein, tief in das Mittelmeer einzudringen und Menschen von in Not geratenen, meist überfüllten Kuttern zu holen. Innerhalb eines Jahres wurden 150.000 Menschen auf diese Weise gerettet: mehr als dreimal so viele wie ohne das Programm.

Im tagespolitischen Kontext war dieser Umschwung als Reaktion auf das große Bootsunglück vor der italienischen Insel Lampedusa zu interpretieren. Am 3. Oktober 2013 ertranken nicht weit von der Küste entfernt mehr als 360 Menschen, nachdem sie mit einem libyschen Kutter gekentert waren. Im Unterschied zu zahlreichen vorhergegangenen und nachfolgenden Vorfällen wurde „die Tragödie von Lampedusa“ in den Medien tagelang unter die Headlines gebracht und die Politik sah sich zu symbolischen Handlungen genötigt. Hohe EU-Vertreter*innen wie der damalige Kommissionspräsident José Manuel Barroso reisten zum Särge-Begutachten und Mitleid-Spenden auf die Mittelmeerinsel.

ENDE DER SOLIDARITÄT. Während das Unglück auf europäischer Ebene keine Richtungsänderung der EU-Grenzpolitik gebar, reagierte Italien im Alleingang mit „Mare Nostrum“. Seitdem ist mehr als ein Jahr vergangen. In der Zwischenzeit haben die zunehmende Eskalation des Syrienkrieges, die Ausweitung des Krieges auf den Irak und die instabile Situation in Nordafrika zu einer neuen Dynamik der Flüchtlingsbewegungen geführt. Der Anstieg der weltweiten Flüchtlingszahlen um 6 Millionen auf insgesamt 51,2 Millionen Menschen – den höchsten Wert seit dem 2. Weltkrieg – sei laut dem UN-Flüchtlingskommissariat hauptsächlich auf die Nahost-Konflikte zurückzuführen. Die Zahl der Flüchtlinge,

die versuchen über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen, steigt seit Sommer 2013 wieder.

Genau in dieser Situation entschloss sich Italien jedoch, „Mare Nostrum“ einzustellen. Dies hatte zwei Hauptgründe: Zum einen kostete die Rettungsaktion den italienischen Staat laut *Pro Asyl* monatlich fast 10 Millionen Euro. Italien, das ohnehin an einer Schieflage seiner Finanzen leidet, wandte sich an die europäische Gemeinschaft mit dem Appell, diese Kosten zu europäisieren. Der Vorschlag wurde trotz vielbeschworener „europäischer Solidarität“ von den EU-Partner*innen ignoriert. Zum anderen befürchtete man in der EU, dass „Mare Nostrum“ den Anreiz zur Mittelmeerüberquerung noch zusätzlich steigern würde. So behauptete Deutschlands Innenminister Thomas de Maizière beim EU-Innenminister*innentreffen im Oktober diesen Jahres, dass die Operation „Mare Nostrum“ sich statt als Hilfsaktion „als Brücke nach Europa“ erwiesen habe.

NEUES ABSCHOTTUNGSPROGRAMM. Die italienische Rettungsaktion wurde also mit Ende Oktober 2014 nach nur einem Jahr eingestellt, doch eine Lücke sollte nicht hinterlassen werden. Die EU-Innenminister*innen einigten sich auf ein neues Grenzprogramm: Operation „Triton“. Ein aufschlussreicher Ausflug in die griechische Mythologie: Triton, der Sohn von Poseidon und Aphrodite, war der Meeresgott. Er besaß die Macht, das Meer aufzuwühlen und warf gestrandete Boote wieder zurück in die Fluten. Dies lässt erahnen: Die neue EU-Mission, die am 4. November startete, ist keine Rettungsaktion. Fast wortwörtlich bestätigte dies auch die Leitung von *Frontex*. Die Kosten wurden auf circa 2,9 Millionen Euro pro Jahr geschmolzen und das Aktionsgebiet der eingesetzten Schiffe auf 30 Seemeilen vor der italienischen Küste reduziert (während das Einsatzgebiet von „Mare Nostrum“ das gesamte Mittelmeer zwischen Italien und Nordafrika umfasste). Es ist also damit zu rechnen, dass dadurch die Zahl der

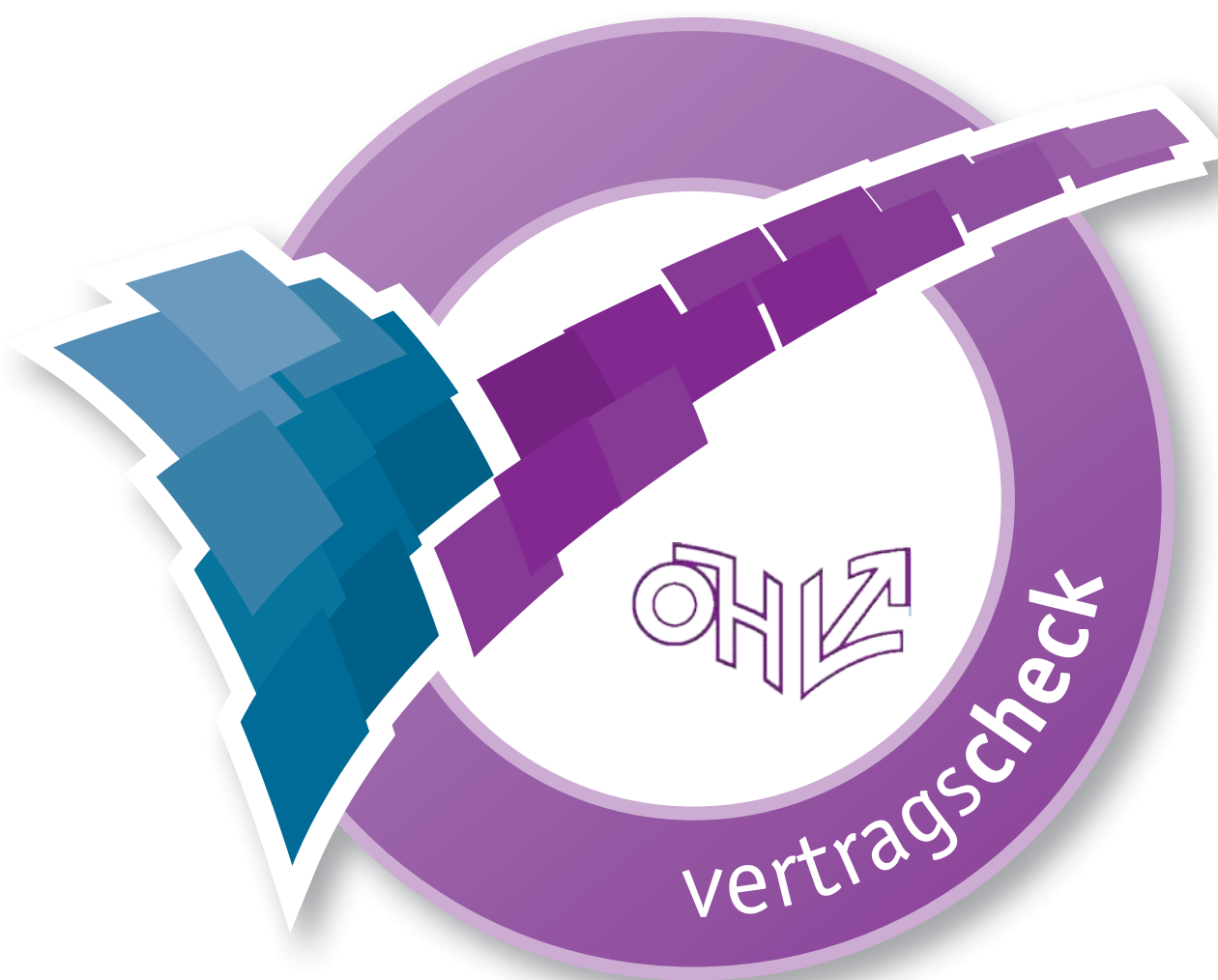
Bootsunglücke wieder steigen wird. Selbst während der italienischen Rettungsaktionen sind im Jahr 2014 schätzungsweise 3.000 Menschen im Mittelmeer gestorben. Tatsächlich ist „Triton“ auch nicht als vollwertiger Ersatz für die bisherige italienische Mission „Mare Nostrum“ konzipiert, sondern als Zeichen des Wiedererstarkens des Grenzschutzparadigmas. In den letzten zehn Jahren gab es EU-Verordnungen, die etwa das Abfangen und umgehende Zurückschicken von Flüchtlingsbooten durch den Küstenschutz beinhalten, obwohl dies gegen EU-Recht verstoße, wie zum Beispiel Völkerrechtler Hendrik Cremer vom *Deutschen Institut für Menschenrechte* meint. In Kooperation zwischen EU und Muammar al-Gaddafi wurden in Libyen Lager zur Internierung potentieller „illegaler Immigrant*innen“ errichtet. Diese erfüllten den Zweck, Flüchtlinge am Erreichen der Mittelmeerküste zu hindern. Im Beschluss der EU-Innenminister*innen wird neben „Triton“ auch diese Art der Kooperationen wieder angedacht. Obwohl das Gaddafi-Regime seit 2011 Geschichte ist, existieren viele dieser Lager laut *Amnesty International* bis heute.

Auch EU-intern wird auf Marginalisierung gesetzt: Mit der Dublin-II-Verordnung wurde 2003 geregelt, dass Flüchtlinge in jenes EU-Land abzuschicken sind, in dem sie als erstes EU-Territorium betreten haben. In den meisten Fällen sind das die Länder im südlichen Europa. Die Grenzschutzpolitik verläuft in der EU also wie eine Einbahnstraße. Egal, welches Unglück geschieht oder welche Krise eskaliert: Die EU reagiert mit Verschärfungen der Grenzsicherung. Die UNO hat im Oktober übrigens damit begonnen, ihre Lebensmittelhilfen für den Nahen Osten um 40 Prozent zu kürzen und viele EU-Staaten sind vom selbst gesteckten Ziel, 0,7 Prozent ihres BIP für Entwicklungshilfe einzusetzen, weit entfernt.

Johannes Mayerhofer studiert Soziologie und Psychologie an der Universität Wien.



Vertragscheck



Lass deine Arbeitsverträge checken und hol dir Infos zu Arbeitsrecht, Arbeitnehmer_innenschutz, Versicherung, Dienstverhältnissen und Konsument_innenschutz.



Tel.: +43 (0) 1/3108880 - 41



Mail: vertragscheck@oeh.ac.at



persönliche Beratung Mittwoch 17-19 Uhr

www.oeh.ac.at



Eine Freundin der Aussageverweigerung

Nach dem Prozess um Josef S. blieb das Gefühl zurück, dass staatliche Repression jede*n treffen kann. *progress* fragte bei Kristin Pietrzyk, der in Jena arbeitenden Anwältin von Josef S., nach.

***progress*: Vertreten Sie öfter politische Aktivist*innen?**

Kristin Pietrzyk: Ja, ich vertrete relativ oft, was man in Deutschland „politisch motivierte Kriminalität links“ nennt.

Was war das Besondere am Prozess rund um Josef S.?

Für jemanden, der in Deutschland praktiziert, ist es natürlich etwas Besonderes, wenn man in einem anderen EU-Land verteidigt. Man muss sich ganz einfach auf andere Gerichtsgpflogenheiten einstellen. Zum Beispiel wird in Deutschland der Angeklagte nicht so stark präsentiert. Bei uns sitzen Angeklagte nicht auf einer Bank ohne Tisch vor der Verteidigung, sondern neben der Verteidigung, sie haben einen Tisch und damit auch einen gewissen psychologischen Schutz. Besonders war außerdem, dass es eine derart auf einen Zeugen fokussierte Beweislage gab. Das ist mir bisher sehr selten untergekommen. Dabei haben Zeug*innen diesen Belastungszeugen eines Widerspruchs überführt. Zum Beispiel die MA48 (Anm.: Wiener Magistrat für Straßenreinigung), die gesagt hat: „Da lagen gar keine Pflastersteine.“ Von Seiten der Staatsanwaltschaft, in der Anklageschrift und im Eröffnungsstatement wurde außerdem stark gegen die Demonstration polemisiert.

Handelte es sich um einen politischen Prozess? Gibt es so etwas wie „politische Prozesse“ überhaupt?

Es gibt ganz viele politische Prozesse, aber sie werden selten von der Öffentlichkeit als solche anerkannt. Natürlich ist der Prozess um Josef S. ein politischer, da man ihn stellvertretend für eine ganze Demonstration angeklagt hat. Es handelt sich immer um einen politischen Prozess, wenn man als Verteidiger*in in die Situation versetzt wird, den Angeklagten frei beweisen zu müssen. Wir von der Verteidigung mussten eigentlich nachweisen, dass hier ein Unschuldiger sitzt. Wenn Prozesse so ablaufen, dann ist das rechtspolitisch höchst bedenklich. Die österreichische Strafprozessordnung ist nicht so

gestrickt, die Grundrechte und auch die europäische Menschenrechtskonvention sind nicht so gestrickt. Und dann wird es natürlich politisch.

Kritische Stimmen haben der Justiz und dem Staat vorgeworfen, dass sie mit Josef S. ein Exempel statuieren wollten. Sehen Sie das auch so? Ja, das wohnt politischen Prozessen immer inne.

Es wird ein Signal an die Öffentlichkeit gesendet: Lasst euch nicht mit denen ein, die euch in Gefahr bringen könnten, angeklagt zu werden. Mit dem Landfriedensbruchparagrafen reicht es schon, bei einer Versammlung dabei zu sein, um eines Deliktes beschuldigt zu werden. Damit spaltet man in „gute“ und „böse“ Demonstrant*innen. Das ist natürlich gewollt, das befriedet und nimmt einen Haufen politischer Aushandlungsprozesse vorweg. Man muss sich nicht mehr damit auseinandersetzen, warum die, die man immer in die linksradikale Ecke gestellt hat, gemeinsam mit der bürgerlichen Mitte gegen die gleiche Sache auf die Straße gehen. Das kann man einfach abwenden, indem man sagt: So, hier kommt das Strafrecht, das greift jetzt regulierend in diesen politischen Aushandlungsprozess ein.

Spätestens im Jänner werden die Demonstrationen gegen den Akademikerball wieder Thema sein. Sollte man sich die Teilnahme an dieser Demonstration zweimal überlegen?

Es besteht ein Grund sich zu fürchten, wenn man gezwungen wird, diese Überlegung anzustellen. Ich plädiere aber dafür, die Grundrechte, die einem/er gegeben sind, wahrzunehmen. Wer gegen den Akademikerball protestieren möchte, soll das auch tun. Wenn am Schluss die Entscheidung steht: Nein, ich geh' da nicht hin, ich habe zu viel Angst davor, Objekt eines Repressionsprozesses zu werden – dann hat genau das funktioniert, was ich vorhin beschrieben habe.

Gibt es überhaupt Möglichkeiten, sich vor staatlicher Repression zu schützen?

Man kann jetzt salopp sagen: nichts machen, was der Staat als bestrafungswürdig ansieht. Aber es gibt ja durchaus Beispiele, wo nicht einmal eine

Straftat begangen werden muss, um Repression zu erfahren. Vor ein paar Jahren gab es in Dresden nach einer Demonstration eine riesige Repressionswelle. Im Februar 2011 leitete die Staatsanwaltschaft 1.431 Strafverfahren ein, die alle an einem Tag am Rande der Demonstration begangen worden sein sollen. Die Ermittlungsansätze kamen zum Teil aus Funkzellenüberwachung. Da könnte man sich überlegen, sein Handy nicht auf Demonstrationen mitzunehmen. Generell ist es ratsam, sich zu informieren, als Betroffene die Repression öffentlich zu machen und sich darüber auszutauschen. Der beste Schutz ist Öffentlichkeit zu schaffen, Diskussionen und Veranstaltungen zu initiieren, um Repression ins Bewusstsein zu rücken.

Wie verhält man sich auf einer Demonstration am besten, wenn man polizeilich kontrolliert, einer Straftat beschuldigt oder festgenommen wird?

Ruhig bleiben. Das ist immer der erste Schritt, um nicht noch eine Widerstandsanzeige zu bekommen oder polizeiliche Gewalt zu provozieren. Auch wenn das kein Allheilmittel ist. Man sollte sich die Situation sehr gut einprägen und hinterher ein Gedächtnisprotokoll machen. Sollte man tatsächlich festgenommen werden, ist es ratsam, immer wieder nach dem Grund zu fragen. Man sollte unbedingt sein Telefonat wahrnehmen, damit andere Personen wissen, dass man festgenommen wurde. In solchen Situationen rate ich meinen Mandant*innen immer ganz dringend dazu, die Aussage zu verweigern. Oftmals sind das Situationen, in denen man einfach überhaupt nicht weiß, was einem konkret vorgeworfen wird und was die angeblichen Beweismittel gegen eine*n sind. Wenn man dann Akteneinsicht hat, nimmt man sich Rechtsbeistand. Ich halte es für einen Trugschluss zu meinen, man müsse das denen nur erklären und dann verstehen die das schon. Deswegen bin ich aus Verteidiger*innensicht eine große Freundin von Aussageverweigerung.

Das Interview führte Sonja Luksik.



Fotos: Pasu Au Yeung

Zelten gegen Unterdrückung

In Hongkong blockieren seit mehreren Monaten tausende Studis friedlich Autobahnen und Straßen. Die Regenschirm-Revolution, der „höflichste Protest der Welt“, fordert freie Wahlen für die ehemalige Kolonie.

Am 1. Juli 1997 gab die Kolonialmacht Großbritannien die Souveränität über Hongkong an China zurück. Dies geschah mit der Aussicht, dass sich die Stadt mindestens 50 Jahre lang selbst verwalten dürfe. Auf der Basis einer starken Verfassung sollten Bürger*innenrechte wie Versammlungs- und Redefreiheit sowie freie Wahlen des Parlaments und der Regierung garantiert sein. Eine der wichtigsten Neuerungen, nämlich die Wahl des „Chief Executive“ (höchster Beamte*innenposten Hongkongs), war bereits mehrmals hinausgezögert worden, als am 31. August 2014 viele Hongkonger*innen ihre Hoffnungen auf Demokratie erschlagen sahen: Peking stellte klar, dass man zwar Wahlen zulassen, alle Kandidat*innen aber vorher selber auswählen würde. An diesem Abend kamen im *Tamar-Park* nahe des Regierungsviertels mehrere hundert Menschen zusammen, um unter dem Motto „Occupy Central with Love and Peace“ eine Ära des zivilen Ungehorsams auszurufen.

AM ANFANG DER SCHULSTREIK. Schüler*innen und Student*innen, die 2011 als Reaktion auf die geplante Einführung des „patriotischen“ Schulfachs „Nationalkunde“ den Verein *Scholarism* gegründet hatten, hatten bereits zuvor einiges bewegt. Dass die Einführung dieses Fachs nach einem Hungerstreik und der wochenlangen Besetzung des Vorplatzes des Regierungsgebäudes aufgegeben werden musste, gilt noch heute als beeindruckender Erfolg.

Unmittelbar nach der Entscheidung der *Kommunistischen Partei*, keine freien Wahlen zuzulassen, riefen Student*innen Mitte September zu einem fünftägigen Streik auf. Die Schüler*innen schlossen sich diesem für einen Tag an. Am letzten Abend des

Streiks, dem 26. September 2014, war den etwa 5.000 anwesenden Student*innen jedoch keine Genehmigung für die Benutzung des Parks erteilt worden. Diese erging stattdessen an eine kleine Gruppe älterer Menschen, die unter chinesischen Flaggen zur Nationalhymne tanzten und Chinas Einheit feierten – eine Demütigung der Student*innen, die eingepfercht auf einer zweispurigen Straße unter massiver Polizeipräsenz demonstrieren mussten. Am selben Abend jedoch gelang es der *Scholarism*-Gruppe dennoch, in eben jenes Areal vorzudringen, wo sie zwei Jahre zuvor ihre Proteste gegen das Fach „Nationalkunde“ abgehalten hatten – damals noch legal. Die von der Situation völlig überforderte Polizei entschied, das gesamte Areal unter Einsatz von Pfefferspray und Schlagstock weitgehend zu räumen. Die ebenso überraschten wie unvorbereiteten Student*innen hielten ihren Protest jedoch auch gegen den Willen der Regierung aufrecht, und am nächsten Abend waren die Menschenmassen bereits auf etwa 25.000 Personen angewachsen.

Am Morgen des 28. September entschloss sich die Polizei, die noch anwesenden Protestierer*innen einzukesseln und das Gelände weiträumig abzusperren. Als sich die Nachricht von dieser Protestsperrung über soziale Netzwerke verbreitete, besetzten circa 200.000 Menschen zwei der drei Transitstraßen der Hauptinsel Hongkongs. Als die Polizei versuchte, diese Blockaden mit insgesamt 87 Kanistern Tränengas zu räumen, kam es an mindestens vier Hauptverkehrsadern der Stadt zu Blockaden durch Demonstrant*innen. Es wird geschätzt, dass sich an ihrem Höhepunkt bis zu 500.000 Menschen diesen Blockaden anschlossen, etwa sieben Prozent der Hongkonger Bevölkerung.

SORRY FOR THE INCONVENIENCE. Dass die jungen Menschen in der Lage sind, drei dieser Blockaden seit inzwischen mehr als zwei Monaten nicht nur gänzlich friedlich gegen Polizei und kriminelle Organisationen zu verteidigen, sondern sie zu mustergültigen Beispielen partizipatorischer Demokratie zu machen, ist ein beeindruckender internationaler Einzelfall. Müll wird getrennt, die Zelte werden in einem effizienten Untereinander geteilt, die Areale sind aufgeräumt und die Toiletten werden sauber gehalten. Wo vor den Protesten Sprinkleranlagen künstlich Rasenflächen bewässerten, werden lokale Pflanzen eingesetzt, anderswo werden Bibliotheken und Studierzelte aufgebaut.

Die „Regenschirm-Revolution“ – benannt nach dem Werkzeug, mit dem sich Protestierende gegen Pfeffersprayeinsätze wehrten – bricht trotz der vielen verschiedenen Gruppen und Meinungen und trotz Jobs und Studium der Aktivist*innen nicht auseinander. Dass sie sich dank breiter Unterstützung aus der Bevölkerung noch Monate aufrecht erhalten konnte, ist alleine der gemeinsamen Überzeugung geschuldet, dass sich soziale und politische Probleme am besten in einer robusten Demokratie lösen lassen. Es bleibt die Hoffnung, dass sich auch das autokratische China dem gesellschaftlichen Wandel unter den Augen der Weltöffentlichkeit nicht verschließen kann.

Leonhard Weese hat Volkswirtschaft an der Wirtschaftsuniversität Wien und Statistik an der Universität Hongkong studiert und arbeitet als Analyst in Hongkong.

Das Geschäft mit der Arbeitslosigkeit

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit wird mitunter zum Kampf gegen Arbeitslose. Dabei werden jährlich Millionen an öffentlichen Geldern ausgegeben. Eine Spurensuche.

Bernhard starrt mit gesenktem Blick auf seine Terminkarte, die er zu jedem AMS-Gespräch mitnehmen muss. Seit Mai 2013 ist er erfolglos auf der Suche nach einer passenden Arbeitsstelle. Die Tür des Zimmers 4002 öffnet sich mit Schwung. Wie auf Kommando zücken die Wartenden synchron ihren „Passierschein“. Bernhard darf als erster eintreten.

Nach dem Wirtschaftsstudium fand der 26-jährige Akademiker nicht sofort eine Arbeit. Trotz unzähliger fruchtloser Bewerbungen konstatierte das AMS rasch, dass Bernhard, der lieber anonym bleiben möchte, entweder zu wenig Motivation aufweise oder etwas mit seiner Bewerbung nicht stimmen könne. Deshalb wurde er in die Schulung mit dem Titel „Bewerbungswerkstatt“ gebucht – und das, obwohl er wegen seines Studiums Erfahrung mit Bewerbungen hat und Kenntnisse im Bereich Human Resource Management und im Arbeitsrecht vorweisen kann.

„Ein Tag dauert vier Stunden und besteht aus 40 Prozent Kursinhalten, 30 Prozent Pausen und 30 Prozent Diskussion über Themen wie ‚Slowaken, die uns den Job wegnehmen‘. Ein anderes Mal wurde darüber gestritten, wo man in Wien das beste Schnitzel findet“, schildert Bernhard den Kursalltag. Kurse, die er selbst vorgeschlagen hatte, wurden mit dem Argument, dass hierfür kein Budget vorhanden sei, abgelehnt. Für ihn fühlt es sich so an, als würde das AMS gegen ihn arbeiten.

Angesprochen auf sinnlose Maßnahmen verweist das AMS auf die enorme Anzahl an SchulungsteilnehmerInnen und die in Relation dazu geringe Anzahl an Beschwerden. Natürlich könne es vorkommen, dass sich Einzelne in einem Kurs wiederfinden, der nicht für sie passt, meint etwa Martin Kainz, Abteilungsleiter des *Service für Arbeitskräfte* beim AMS

Wien. Auf Kritik werde schnell reagiert und jeder einzelne Fall überprüft. Obwohl die Zufriedenheit der TeilnehmerInnen dem AMS sehr wichtig sei, gehe es letztendlich um den Erfolg am Arbeitsmarkt. „Selbst bei diesen sogenannten Aktivierungskursen fangen 30 Prozent binnen drei Monaten zu arbeiten an“, so Kainz. Ein Argument, das Bernhard nicht gelten lassen will. Er erklärt: „Wenn ich jetzt zehn Wochen in diesem Kurs bin und eine Woche danach etwas finde, dann hat das rein gar nichts mit diesem Kurs zu tun. Ich lerne dort nichts Neues.“

Doch nicht nur KursteilnehmerInnen sind frustriert, auch TrainerInnen haben am System einiges auszusetzen. Von den Millionengewinnen der Institute merken diejenigen, die die Kurse tatsächlich abhalten, relativ wenig. Kritisiert wird neben der verhältnismäßig schlechten Bezahlung und der hohen Jobunsicherheit auch die zum Teil mangelnde Bereitstellung von Lehrmaterialien. Vor- und Nachbereitungszeiten werden vom Dienstgeber oder der Dienstgeberin meist nicht bezahlt. „Wir zerreißen uns für die KursteilnehmerInnen“, berichtet Sebastian Reinfeldt, Betriebsrat und Deutschtrainer beim Schulungsanbieter *Mentor*. „Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen legen ihre Geschichten und persönlichen Probleme nicht an der Tür ab“, schildert er den fordernden Alltag der TrainerInnen. Sie brauchen jedenfalls ein dickes Fell.

Auf pädagogischer Ebene wird kritisiert, dass viele Schulungsmaßnahmen unter Zwang stattfinden, während selbstgewählte Kurse, wie in Bernhards Fall, oft nicht finanziert werden. Das sind denkbar schlechte Voraussetzungen für die Vermittlung von Wissen und Know-how. Diese Problematik ist dem AMS sehr wohl bewusst. So erhält man etwa bei selbstgewählten Kursen wie etwa für Staplerscheine, Sprachen oder Lehrabschlüsse fast keine Beschwerden von

den TeilnehmerInnen. „Wer das macht, will das auch machen“, merkt Sebastian Paulick, Pressesprecher des AMS Wien, an.

DIE GEWINNERINNEN DER KRISE. Laut einem aktuellen Bericht des *Sozialministeriums* wurden im Jahr 2013 443 Millionen Euro für Schulungsmaßnahmen im Auftrag des AMS ausgegeben. Weitere 78 Millionen flossen in die Förderung von individuellen Kurs- und Kursnebenkosten. Doch nicht nur das Geschäft mit den Kursen boomt. 92 Millionen Euro gingen als Eingliederungsbeihilfen direkt an Unternehmen. Werden arbeitslose Menschen eingestellt, so übernimmt das AMS in gewissen Fällen für eine vereinbarte Zeit bis zu zwei Drittel der Lohnkosten. NEOS-Sozialsprecher Gerald Loacker konstatiert dabei erhebliche Mitnahmeeffekte. Das bedeutet, dass Unternehmen Förderungen für Angestellte beziehen, die sie vielleicht ohnehin beschäftigt hätten.

Das AMS schreibt seine Aufträge gemäß dem Bundesvergabegesetz aus; genaue Zahlen bleiben aber ein wohlbehütetes Geheimnis. Seitens des AMS Österreich heißt es, dass diese Zahlen nicht zentral gesammelt werden und eine Weitergabe auch datenschutzrechtlich nicht möglich sei. Einen Bericht der Tageszeitung *Kurier* kann das AMS Österreich indes bestätigen. 40 Prozent des gesamten Auftragsvolumens gehen an fünf Institute. Die größten ProfiteurInnen der Kurspolitik sind etwa das *Berufsförderungsinstitut (bfi)*, welches von der *Arbeiterkammer* und dem *Österreichischen Gewerkschaftsbund* getragen wird; das *Wirtschaftsförderungsinstitut (WIFI)*, das Teil der *Wirtschaftskammer* ist, der SPÖ-nahe, gemeinnützige Verein *Jugend am Werk*, das *Arbeiterkammer*-nahe *Berufliche Bildungs- und Rehabilitationszentrum (BBRZ)* sowie der private Schulungsanbieter *Ibis Acam*.



GEMEINNÜTZIGE VS. PRIVATE. 20 Millionen Euro betrug 2014 der Umsatz des bfi, so Franz-Josef Lackinger, Geschäftsführer des bfi Wien. Beim größten Kooperationspartner des AMS werden pro Jahr etwa 50.000 Kursteilnahmen gezählt. An die 800 TrainerInnen arbeiten für das bfi. Mehr als die Hälfte davon sind freiberuflich tätig. Laut Lackinger bezieht das bfi insgesamt 65 Prozent des Umsatzes durch AMS-Aufträge. Dabei ist die Branche in den letzten Jahren viel härter geworden. Einem vorliegenden internen Dokument des AMS Wien zufolge bekommen in der Bundeshauptstadt die privaten KursanbieterInnen bereits einen Hauptteil der teils millionenschweren Aufträge. Im Bildungs- und Schulungsbereich von Arbeitssuchenden lässt sich offenkundig viel Geld verdienen, InvestorInnen haben dies erkannt. Der Ausbilder *Ibis Acam* wurde etwa erst vor kurzem von einem deutschen Investmentfonds übernommen. „Diese Unternehmen werden von internationalen FinanzinvestorInnen als Cashcows betrachtet“, sagt bfi-Chef Lackinger.

Er stellt deshalb das System der Ausschreibungen als Ganzes in Frage. Dass man in der Erwachsenenbildung glaubt, der freie Markt würde die beste Qualität liefern, sei oft ein Trugschluss. „Das heißt nicht, dass Arbeitssuchenden hier schlechte Qualität angeboten wird, aber als grenzwertig kann man das schon betrachten“, so Lackinger im Interview. Wie viel Rücklagen sich beim gemeinnützigen bfi über die Jahre angehäuft haben, wollte Lackinger nicht offenlegen.

TRANSPARENZ GESUCHT. An genaue Zahlen zu kommen, erweist sich im gesamten Bereich der Arbeitsmarktförderung als schwierig. Mangelnde Kontrollmöglichkeiten kritisiert auch Lukas Wurz, Referent für Sozialpolitik bei den *Grünen*. Eine

seriöse Kontrolle der Tätigkeiten und Ausgaben des AMS sei nicht möglich. Gerüchte, parteinahe Institute würden sich das Gros des AMS-Kuchens untereinander aufteilen, halten sich hartnäckig. Die von den jeweiligen Regierungsparteien dominierten SozialpartnerInnen sind jedenfalls auf allen Ebenen der AMS-Entscheidungsgremien vertreten. Obwohl bei den Ausschreibungen für alle die selben Kriterien gelten, wird behauptet, die parteinahen Institute hätten zumindest einen Informationsvorteil. Franz-Josef Lackinger bestreitet dies vehement. „Wenn es Informationen vorab gibt, um Ausschreibungen sinnvollerweise besser zu gestalten, sind alle GeschäftsführerInnen, egal ob schwarz, blau oder rot, gleichermaßen informiert. Wir als bfi haben keinerlei Info-Vorsprung“, insistiert er. Institute wie das bfi hätten jedoch einen klaren Vorteil, was die Infrastruktur betrifft. Das sieht man auch beim AMS ähnlich. „Große, breit aufgestellte Institute können aufgrund ihrer Marktmacht mitunter einfach die besseren Angebote stellen. Das selbe Problem besteht in der Bauwirtschaft, wo sich die *Porr* und die *Strabag* vieles teilen“, so AMS-Sprecher Paulick. „Das ist ein Problem, das nicht in unserem Bereich liegt.“

Fakt ist: Die vom AMS beauftragten Institute, gemeinnützig oder privat, schreiben Millionengewinne; das Geld fließt in nicht einsehbare Rücklagen. 2013 erreichte hingegen die Zahl an existenzgefährdenden Bezugssperren von Arbeitslosengeld und Notstandshilfe einen traurigen Rekord. Widerstand gegen die gängige Praxis hält sich in einem überschaubaren Rahmen. Vereine wie die *Aktiven Arbeitslosen* oder die Plattform *soNed* üben harsche Kritik und treiben die Selbstorganisation von Betroffenen voran. In der zivilgesellschaftlichen und parteipolitischen Landschaft stehen sie damit

jedoch auf recht einsamem Posten. „Für uns ist es sehr schwer, AllianzpartnerInnen zu finden“, beklagt sich der Vereinsobmann der *Aktiven Arbeitslosen* Martin Mair über die fehlende Lobby. Aktuell wird an der dritten Auflage des „Erste Hilfe Handbuch für Arbeitslose“ gearbeitet. Ein Rüstzeug, um mit den Schikanen des AMS und seiner HelferInnen fertigzuwerden und das eigene Recht zu erkämpfen.

Mit Anfang November hat in Wien nach der zunehmenden Kritik an den viel gescholtenen Aktivierungskursen indes ein neues, zwölf Millionen schweres Kurskonzept gestartet. Über modulare Einheiten sollen KursteilnehmerInnen nun aktiver über die Lehrinhalte mitbestimmen können. Immerhin reagiere man beim AMS rasch auf Kritik – genauso wie schon vor fünf Jahren, wo aufgrund heftiger Kritik an den damaligen „Jobcoachings“ Korrekturen angekündigt wurden. Ob die nun neu konzipierten „Jobwerkstätten“ qualitativ hochwertiger sind, bleibt abzuwarten. Auch inwieweit es dem AMS überhaupt um die Qualität geht, steht zur Diskussion. 2009 gab der AMS-Geschäftsführer Johannes Kopf gegenüber der Wochenzeitschrift *Format* zu, dass Kurse manchmal nur einem einzigen Zweck dienen: die Leute daran zu hindern, es sich in ihrer Arbeitslosigkeit gemütlich einzurichten. Von dieser Gemütlichkeit merkt Bernhard zumindest nichts. Er muss den ihm verordneten Kurs noch zwei Wochen besuchen. Erst dann kann er sich wieder voll auf die Jobsuche konzentrieren.

Rosanna Atzara und Klemens Herzog studieren „Journalismus und Neue Medien“ an der FH der Wirtschaftskammer Wien.

Wann hast du dich das letzte Mal verstellt?

Umfrage und Fotos von Niko Havranek



Wenn ich Angst empfinde oder Gewaltbereitschaft von Menschen spüre, verstelle ich mich. Das treibt mich dazu, mich nicht authentisch auszudrücken, um die Situation friedlich zu halten. Auch bei einem Vorstellungsgespräch rede ich anders als mit FreundInnen. Man ist immer ein anderer.

Martin, 27, Theaterwissenschaften



Das letzte Mal habe ich mich beim Besuch bei meinen Eltern verstellt. Ich habe ihnen nicht gesagt, dass ich ein Tattoo habe. Mittlerweile sind noch ein paar dazugekommen. Deswegen trage ich jetzt eher Langarmhemden zuhause. Im Februar habe ich mich nochmals tätowieren lassen. Achja, und letzte Woche auch.

Tianbo, 29, Geographie



Ich arbeite mit Kindern. Letztens habe ich eine interaktive Geschichte ausprobiert und ein Kollege meinte: „Du weißt schon, was du machst!“ Ich habe das aber zum ersten Mal probiert und wusste eigentlich nicht so genau, ob das funktionieren wird. Allerdings habe ich kompetent reagiert und die Sache hat geklappt.

Maria, 24, Psychologie



Ich glaube, dass man an der Uni oft so tut, als würde man sich besser auskennen, etwa wenn man einen Text nicht so gut vorbereitet hat oder bei Präsentationen. Ich würde das „Verstellen“ auf jeden Fall im universitären oder beruflichen Kontext ansiedeln, bei FreundInnen kann ich sehr authentisch sein.

Johanna, 25, English and American Studies



Bei meinem letzten Bewerbungsgespräch habe ich mich anfangs verstellt, bis ich gemerkt habe, dass mein Interviewer gleich alt war wie ich. Dadurch war ich dann um einiges entspannter und je länger wir uns unterhalten haben, desto lockerer wurde das Gespräch. Das Alter der GesprächspartnerInnen macht auf jeden Fall etwas aus.

Karlo, 21, Japanologie



Ich arbeite nebenbei in der Gastronomie und würde sagen, dass ich mich am ehesten im Beruf verstelle. Oft muss man eben freundlicher sein, als man sich vielleicht fühlt. Das gehört zu meinem Job und wird von mir erwartet. Wenn die Gäste locker sind, kann ich auch authentisch sein.

Marie Luise, 29, Kunstgeschichte

dossier



Back to the Roots

Von der Sehnsucht nach Ursprüngen,
Natürlichkeit und Authentischem

Vom Wahren, Schönen und Guten

J-Law is the law

America's Next Sweetheart: Jennifer Lawrence. Den meisten bekannt in ihrer Rolle als Katniss in der Verfilmung der „Hunger Games“-Trilogie – oder von ihrer Oscar-Annahmrede, die sie prompt mit einem Stolperer und einem Fall auf die Stufen eröffnete. Die 24 Jahre junge Schauspielerin ist wohl das größte Talent, das Hollywood in den letzten Jahren gesehen hat. Spannenderweise wird sie nicht nur für ihre ausgeprägte Verstellungskunst gefeiert, sondern insbesondere auch für ihre unmittelbare Art etwa während Interviews und Red-Carpet-Auftritten. Sie schneidet Grimassen, photobommt, stößt mit Lebendigen und nicht Lebendigem zusammen, spricht größtenteils übers Essen, ist sichtlich nervös, zittert aufgeregt und macht generell viel unladylikes Zeug. Beim Reden über ihre Arbeit gibt sie sich bescheiden, zurückhaltend und ihrer Privilegien bewusst. Klatschspalten und Feuilleton sind sich einig: Das Talent aus Kentucky, das nie auch nur eine Stunde Schauspielunterricht genommen hat, ist die „No. 1 Realness Keeper of American cinema“ (Wired).

originalverpackt

Das Wort authentisch geht auf das griechische *αὐθεντικός* („echt“) beziehungsweise auf das spätlateinische *authenticus* („verbürgt, zuverlässig“) zurück. Der Begriff „Authentizität“ spielt in vielen Bereichen unterschiedliche Rollen. In der Archäologie bezeichnet er die richtige historische Zuschreibung von Quellen, Artefakten und Fundstücken. Als authentisch gilt etwas, was tatsächlich da herkommt, wo es herzukommen vorgibt. In der Informatik geht es bei Authentizität (authentication) um Überprüfungen, beispielsweise der Identität angegebener Sender*innen oder digitaler Signaturen. In der Fachdidaktik wird unter Authentizität Unterrichtsmaterial verstanden, das nicht extra für die Schule produziert wurde, sondern „aus der echten Welt“ kommt. Die Sozialpsychologie unterscheidet vier Kriterien dafür, dass eine Person sich selbst als authentisch erlebt: Bewusstsein, Ehrlichkeit, Konsequenz und Aufrichtigkeit. Einige Philosoph*innen haben allerdings auch das gesamte Konzept von „Echtheit“ angegriffen – es sei nur ein Konstrukt, „Wahrhaftigkeit“ nur eine Zuschreibung und Authentizität in Wirklichkeit inexistent.

Das Tourismus-Paradoxon

Wer auf Reisen geht, möchte oft für die Region, die Kultur oder die Landschaft besonders typische Dinge besichtigen – sei es nun der Trip zum buddhistischen Kloster, der Besuch eines Stierkampfes oder das Besteigen eines Gletschers. Das weiß die „autochthone“ Bevölkerung, die teilweise von Tourismus lebt, und gestaltet daher die Sehenswürdigkeiten besonders zugänglich, interessant und passend für Tourist*innen. Das wiederum verändert, unterläuft und verzerrt naturgemäß die „Authentizität“ der Reiseführer*innen-Schmankerl (die eben ihre Attraktivität ausmachen soll). So kommt es zur Heisenberg'schen Unschärferelation des Tourismus: Das, was die Tourist*innen zu beobachten versuchen, zerstören sie durch ihre eigene Anwesenheit.

Reality vs. TV

Die allererste Reality-TV-Show war wohl das dänische Format „Nummer 28“, das schon 1991 im Fernsehen lief. Sieben einander zuvor Unbekannte zogen hierbei in das namensgebende Haus in Amsterdam und wurden bei ihren täglichen Aktionen und Interaktionen gefilmt. Die Show, die nur eine Staffel lang lief und recht unbekannt blieb, dürfte die Blaupause für MTVs „The Real World“ sowie „Survivor“ und „Big Brother“ gewesen sein, die dem Genre Reality-TV zum endgültigen Durchbruch verholfen haben. Heute sind vermeintlich realistische Wackelhandkamera-Optik, schlüpfrige Nachtkamera-Einblicke und tränenreiche Video-Beichten nicht mehr aus Fernsehprogrammen wegzudenken. Allerdings: Reality-TV ist nicht real, sondern soll nur (z.B. durch eine rauere Ästhetik) real wirken. Die meisten Formate haben Drehbücher („Scripted Reality“) und sehr genaue Vorstellungen davon, wer was wann zu tun und zu sagen hat.

Sind die echt?

Als die Bridget-Jones-Darstellerin Renée Zellweger im Oktober zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder bei einem größeren Event öffentlich auftrat, überraschte sie mit einem – nun ja – veränderten Antlitz. Die Schauspielerin war gealtert, hatte sich aber wohl auch „unters Messer gelegt“ und war fast nicht mehr als das charakteristische süße Knuffelwangengesicht zu erkennen. Prompt brandete Kritik auf – wie könne sich eins so „verunstalten“? Zellweger ist das aktuellste Beispiel für die Zwickmühle, in der sich Frauen und insbesondere jene, die in der Öffentlichkeit stehen, befinden: Sie sollen möglichst wenig altern, aber auch möglichst wenig nachhelfen. Jung bleiben, ohne an Authentizität zu verlieren. Geschminkt sein, aber bitte möglichst in einem „natürlichen Look“. Einem konstruierten Schönheitsideal ganz genau entsprechen, ohne an sich selbst herumzubasteln. Frauen, die sich für Beauty-OPs entscheiden, werden verarscht, weil ihre Schönheit fabriziert und daher sekundär ist, jene, die sich dagegen entscheiden, werden wegen ihrer Falten kritisiert: You just can't win.

(un-)verfälscht

Plagiate haben in Kunst, Kultur und Wissenschaft eine lange Tradition. Besondere Medienaufmerksamkeit genießen Plagiatsvorwürfe gegen Politiker*innen, die ihre Dissertationen abgeschrieben haben (sollen). Der bekannteste und am besten dokumentierte Fall ist jener des früheren deutschen Bundesverteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg, der nach der Entdeckung von 23 strafrechtlich relevanten Urheber*innenrechtsverletzungen in seiner Dissertation zurücktrat. Auch Annette Schavan, Bildungs- und Forschungsministerin Deutschlands, legte 2013 ihr Amt nach der Aberkennung des Doktorgrades zurück. Dass auch in Österreich ausgerechnet der ehemalige Wissenschaftsminister Johannes Hahn wegen „schlampigen Zitierens“ kritisiert wurde, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Ein Gutachten ergab, dass 17,2 Prozent der Gesamtzeilenanzahl der Dissertation Hahns abgeschrieben waren; die *Universität Wien* ließ verlautbaren, dass es sich zwar nicht um ein Plagiat handle, aber dass eine solche Arbeit heute nicht mehr angenommen werden würde. Hahn trat natürlich nicht zurück.

Über meinen Charakter red' ich nicht

Selbsttäuschung ist immer dann eine Versuchung, wenn die eigene Vorstellung von einem guten Leben bedroht wird, sagt die Philosophin Kathi Beier. Im progress-Interview erklärt sie warum.

Foto: Alex Gotter



progress: Was ist „Echtsein“? Und welche Rolle spielt Selbsttäuschung dabei?

Kathi Beier: Authentizität wird von vielen Philosophen als Ideal oder Wert begriffen, der dem, was man das Phänomen der Selbsttäuschung nennt, direkt widerspricht. Dabei kann man Selbsttäuschung als eine Form des Glaubens wider besseres Wissen bezeichnen: Jemand hält an Überzeugungen fest, von denen er oder sie eigentlich wissen könnte oder sogar schon weiß, dass sie nicht stimmen. Eine Person, die sich selbst täuscht, erkennt, dass sie ihre Vorstellung eines guten Lebens nicht verwirklichen kann. Das kann unterschiedliche Gründe haben.

Etwa eine Handlung aus der Vergangenheit, von der ich jetzt erkenne, dass sie schlecht oder falsch war – ich müsste sie mir eigentlich zuschreiben, aber das möchte ich nicht, weil ich dann als schlechter Mensch dastehen würde. Diese Person erkennt also etwas nicht an, was doch zu ihrem Leben gehört. Und damit sind wir bei der Beschreibung von Authentizität, die einige Philosophen geben. Nämlich: Authentisch oder „echt“ ist man dann, wenn man etwas als zu einem gehörig anerkennt, was zu einem gehört.

Sie sagen, die Selbsttäuschung wird dann zur Versuchung, wenn die eigene Vorstellung von einem guten Leben bedroht ist. Welche Rolle spielt die Selbsttäuschung dann bei Jugendlichen oder jungen Erwachsenen?

Man könnte sagen, dass Selbsttäuschung erst ab einem gewissen Alter möglich ist, denn dafür müssen zwei Dinge gegeben sein: Man muss einerseits eine Vorstellung davon haben, was ein gutes Leben für einen bedeutet, und andererseits muss ein Bewusstsein dafür existieren, dass das Leben endlich ist. Denn nur, wenn wir dieses Endlichkeitsbewusstsein haben, wird auch die Aufgabe dringlicher, die Zeit, die uns noch zur Verfügung steht, so gut wie möglich zu leben.

Ein Punkt, an dem man merkt, dass gewisse Dinge endlich sind bzw. wichtige Entscheidungen getroffen und Weichen gestellt werden müssen, ist gegen Ende des Studiums. Ist es überhaupt möglich, in dieser Zeit authentisch zu sein?

Ein Problem in dieser Zeit ist vielleicht, dass man noch gar nicht so genau weiß, was man kann und was man will. Das führt aber noch nicht direkt zu einer Selbsttäuschung. Das ist eher ein Auftrag, diese Dinge herauszufinden. Ich glaube nicht, dass man Authentizität berechtigterweise so beschreiben könnte, dass man sich ganz genau einschätzen kann. In Bewerbungsgesprächen wird ja oft verlangt, dass man Rechenschaft über die eigenen Fähigkeiten ablegt. Das ist eine Forderung, die man gar nicht erfüllen kann. Denn eine Beurteilung des eigenen Charakters kann man eigentlich für sich selbst nicht leisten. Das können andere Personen besser. Wenn ich einen Rat geben sollte, würde ich sagen, dass man dieses Anliegen in ei-

nem Bewerbungsgespräch zurückweisen und sagen sollte: „Aus moralphilosophischen und theoretischen Gründen geht das nicht.“ Wobei ich dazu sagen muss: Ich hab das einmal versucht – das kam nicht so gut an.

Oft werden einem viele Rollen gleichzeitig abverlangt. Inwieweit verlangt der Versuch der Erfüllung dieser Rollen auch ein gewisses Maß an Selbsttäuschung?

Einige Philosophen sagen, dass die vielen Rollen, die man ausfüllen müsste, dem Unauthentischen gewissermaßen Vorschub leisten. Man muss so vieles auf einmal sein, dass man gar nicht mehr weiß, wer man ist und sich selbst verliert. Das hat jetzt aber noch nichts mit Selbsttäuschung zu tun. Denn die passiert ja nicht unbewusst, sondern ist eine Reaktion, die manche Menschen an den Tag legen und andere nicht. Ich bin mir aber nicht sicher, ob die Feststellung, dass man zu viele Rollen erfüllen müsse, überhaupt stimmt.

Vielleicht geht es ja nicht nur um die unterschiedlichen Rollen, sondern um den Druck und den Perfektionismus, mit dem man versucht, all diesen Rollen gerecht zu werden. In gewisser Weise muss man schon wissen, was man will. Und da ziehen sich ein paar Dinge durch die Geschichte der Philosophie hindurch, die für ein gutes Leben für wichtig gehalten werden. Etwa gute Freunde zu haben, sich einer Arbeit widmen zu können, die am besten noch mit einer Entlohnung verbunden ist, oder irgendein Projekt zu finden, an das man sich gerne verschwenden würde. Diese klassischen Rollen sind gut beschrieben, die kennt man seit Aristoteles.

Es könnte viel mehr sein, dass wir in der modernen Zeit ein Problem damit haben, weil ganz bestimmte Vorstellungen davon existieren, was es heißt, ein guter Freund zu sein. Sicher ist es auch so, dass sich bestimmte Rollen in Frage stellen lassen – das liegt aber oft an äußeren Umständen. Zum Beispiel daran, dass bei einem Alleinverdiener das Geld nicht mehr reicht, um die ganze Familie durchzubringen. Die äußeren Umstände erfordern heute, dass man berufstätig und familienfreundlich ist. Und das bringt einen natürlich in Schwierigkeiten.

Aber bei diesen Druckpunkten muss nicht unbedingt das Authentische verloren gehen, sondern man merkt vielleicht erst dadurch, was man gerne machen würde, was sich aber den Umständen entsprechend nicht verwirklichen lässt. Aber man kann diese Umstände ändern oder zumindest darauf drängen, dass einem in dieser Gesellschaft ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht wird. Man muss sich den Umständen nicht ergeben. Wenn man das tut, läuft man eher Gefahr, nicht mehr authentisch zu sein oder sich in einer Selbsttäuschung zu verlieren.

Das Interview führte Theresa Aigner.

Fräulein Mimi und die Verwaltung der Träume

Designmärkte versprechen neue – vermeintlich charakteristische und nachhaltige – Möglichkeiten des Produzierens und Konsumierens und liegen damit im Trend. Doch für wen geht dieser Plan eigentlich auf?

Viele von uns kaufen gegen Jahresende Geschenke – so sehr man auch christlich motivierten Konsum kritisieren mag. Ob am Heiligabend an der 24h-Tankstelle im Heimatort oder via Internet beim keine Steuern zahlenden Versandhandel – es gibt halt kein richtiges Leben im falschen. Oder doch? Warum nicht den Einkauf auf einem der Kunst- und Designmärkte im hippen Stadtviertel erledigen? Die Sachen sind originell, oft Unikate – und man denkt zu wissen, wo das Geld landet: meist ohne Zwischenhandel bei den Hersteller*innen selbst. Das macht die Ware preisgünstig. Die Entfremdung zwischen Mensch und kapitalistischen Produktionsprozessen – aufgelöst. Beim Plausch am Stand mit den Erzeuger*innen kann man sogar oft Sonderwünsche deponieren. Vor frivol glitzernden Jesuskindern in vergoldeten Nusschalen muss sich auch niemand fürchten; die Organisator*innen von DIY-Märkten wissen, was gewünscht ist: „Design“ und „Kunst“ statt Kitsch. Abgesehen von ein paar ironisch gemeinten Marienbildern oder Ganeshs sind die Veranstaltungen und ihr Sortiment religionsneutral, wenn man von ihrem Anlass absehen will. Also packen jährlich zehntausende vorwiegend junge und kaufkräftige Menschen Bargeld und Goldgräber*innenschäufelchen ein und machen Ausflüge zu den meist etwas abgelegenen Venues – und das schon längst nicht mehr nur zu Weihnachten.

Nachfrage und Angebot haben in den letzten fünf Jahren einen Boom erlebt, synchron mit dem Aufschwung eines neuen Handarbeits-Selbstverständnisses weg vom Toilettenpapierschoner und hin zur urbanen Smart-Device-Hülle. Was vorher noch zur tiefenentspannenden Selbstbeschäftigung als leidlich individuelles Geschenk für die Liebsten angefertigt wurde, bekam zunehmend das Potenzial einer Handelsware; vielleicht sogar einer Karriere.

EIN VIELVERSPECHENDER START. Oft beginnen die typischen Mini-Labels auf Designmärkten nach ein wenig Herumprobieren im Freundeskreis mit einem ersten Auftritt auf einem kleinen, günstigen Markt-Event. Bei Erfolg entsteht dann erst ein Markenname, eine Website, ein Logo. Damit kann dann eine größere Veranstaltung in Angriff genommen werden. Mit ein wenig Gespür und Glück steigt in diesen ersten Saisonen die Umsatzkurve steil; der Traum von der Fulltime-Design-Selbständigkeit scheint greifbar. Möglich, dass das Label bald von Boutique-Betreiber*innen angesprochen wird, die ihre Produkte auf Kommission verkaufen wollen (also Waren bestellen, aber nur bezahlen, was verkauft wurde; der Rest ist regelmäßig abzuholen bzw. auszutauschen). Der logistische Aufwand für solche Arrangements ist aber für die Designer*innen enorm und der Absatz meist irrelevant. Sollte ein Shop tatsächlich die Produkte des Labels kaufen wollen, trifft dieses oft unvorbereitet auf die Realität des Einzelhandels: Der Einkaufspreis darf in der Regel maximal die Hälfte des Ladenpreises betragen. Zusätzlich wird der Shop wenig begeistert sein, wenn die Produkte dann gleichzeitig auf einem Designmarkt viel günstiger auftauchen. Häufig werden dazu dann Bedingungen vereinbart, die die Konkurrenz zwischen dem Verkauf von Hersteller*in (z.B. durch Marktauftritt, Webshop) und Laden verhindern sollen. Der zu Beginn scheinbar demokratische Entwurf vom Designer*innenleben ist also auf den zweiten Blick doch mit einigen Schranken versehen.

Eine weitere solche Hürde stellt das Management von Designmärkten selbst dar. Es kuratiert das Angebot, stellt die Räumlichkeiten zur Verfügung und bewirbt die Veranstaltung – hoffentlich möglichst aggressiv, damit für die Aussteller*innen auch die

Kassa klingelt. Weitere Verpflichtungen hat es nicht. Damit haben Marktveranstalter*innen ideale wirtschaftliche Bedingungen: Im Gegensatz zu den Labels können sie alle Kosten vorher gut einschätzen. Sie heben etwa die Standgebühren vor der Veranstaltung ein und müssen so kaum etwas vorfinanzieren. Sämtliche Risiken, beispielsweise, ob genügend Gäste kommen, tragen Standbetreiber*innen selbst. Indem sie ein kleines Eintrittsgeld verlangen, erwecken manche Märkte den Eindruck, sie könnten ihre Kosten mit den Standmieten alleine nicht decken. Das ist allerdings schwer vorstellbar, wenn man überschlägt, dass alleine durch Standmieten (aktuell bis zu 360 Euro pro Wochenende bei oft 80 bis 200 Ständen) bei vielen Events schon ein fünfstelliger Betrag umgesetzt wird. Zusammen mit Eintrittsgeldern und Aufschlägen für Gastronomiestände kann dann der Umsatz gut im sechsstelligen Bereich liegen.

KLEINE BLEIBEN SCHWACH. In diesem Zusammenhang ist auch die Preisentwicklung der Standgebühren interessant. Obwohl für Marktorganisateur*innen alle Kosten im Vorhinein gut kalkulierbar sind, also kaum Verluste entstehen können, stiegen die Standgebühren in den letzten vier Jahren um bis zu 400 Prozent. Steigende Besucher*innen- und Aussteller*innenzahlen zeigen, dass das Format enorm gefragt und eine echte Alternative zum klassischen Highstreet-Shopping ist: Das Sortiment kann preislich konkurrieren, die Auswahl ist groß, die Qualität stimmt. Dafür nehmen die Besucher*innen auch Eintrittsgeld, Warteschlangen am Eingang oder Gedränge auf dem Markt in Kauf.

Derart steigende Standmieten verändern aber auch das Angebot, das auf den Veranstaltungen vorzufinden ist. Während vor einigen Jahren vorwiegend



Fotos: Christopher Glanzl

selbst oder im Kollektiv produzierende Labels ausstellten, sind jetzt konventionell wirtschaftende Unternehmen stark vertreten, außer sie sind durch Richtlinien von der Veranstaltung ausgeschlossen. Kleine Ein-Personen-Unternehmen können sich die Miete oft gar nicht mehr leisten. Stellen diese verschiedenen Geschäftsmodelle allerdings nebeneinander aus, können kleine, lokal produzierende Stände kaum preislich mit den potenteren konventionellen Unternehmen konkurrieren. Denn diese können die economies of scale nutzen und sind natürlich nicht als Kollektiv organisiert, sondern bedienen sich ganz normaler Lohnarbeit. Produziert wird schon längst irgendwo im Global Village, lokal wird höchstens noch veredelt.

DIE GUTE ALTE ZEIT. Das ist für Einkaufende oft gar nicht leicht zu erkennen, denn die gesamte Designmarkt-Szene bedient sich der gleichen Ästhetik, die das Kleinteilige, Individuelle und Lokale in ihren Produkten verkörpern will. Manche Labels packen noch einen Knüller drauf: „Mit Liebe gemacht.“ Sorgfalt, Geduld oder künstlerisches und handwerkliches Wissen – sekundär. Nichts Geringeres als Liebe muss es sein. Liebe, und damit die Gewissheit, dass mit unseren Konsumgewohnheiten alles okay ist. Dass sich der Kapitalismus nach Fieber und Krise doch noch zum Guten wendet. Und dafür haben wir jetzt schon die passenden Accessoires: rustikale Filz-*iPad*-Taschen, *iPhone*-Cases aus handbearbeitetem Vollholz und die customized Schutzhülle für den *Kindle*. Mehr „Statement Jewellery“, damit wir uns in die Armee der Distinktion einreihen können. Mehr handgebundene Notizheftchen für die Gedichte, die wir dann endlich schreiben wollen. Mehr nostalgische Rucksäcklein, mit denen wir die Abenteuer der Kindheit nachholen können.

Die Marktgemeinde will irgendwohin „zurück“ und fühlt sich daher in der Ästhetik reaktionärer Ideen wohl. Der Vergangenheit wird angedichtet, der „fairere“ Kapitalismus gewesen zu sein. So nennen sich zahlreiche Labels „Manufaktur“, um auf die Hochwertigkeit ihrer Produkte hinzuweisen. Dabei wird übersehen, dass genau dieser Begriff historisch für den Beginn der Massenproduktion stand, bei der jede Arbeitskraft nur noch einen einzigen Arbeitsschritt beherrschte: die Vorstufe der Industrialisierung. Auch das Marketing der Jungdesign-Labels orientiert sich gern mit einem Augenzwinkern rückwärts, am liebsten in die 50er Jahre. Die mehrheitlich von Frauen unter 40 geführten Labels geben sich Namen wie *Backfisch*, *Fräulein Mimi* oder *Ida häkelt*. Viele studieren, sind alleinstehend oder junge Mütter. An die Stelle einer vielleicht wirtschaftskrisengebeutelten Biografie einer Twentysomething-Frau in Wien/London/Linz tritt die Corporate Identity der resoluten Näh-Mademoiselle aus einer Peter-Alexander-Kleinstadt, die sich auf eine sichere Zukunft verlassen kann – solange sie nur fleißig arbeitet und freundlich bleibt.

DIY AUS CHINA? Eine scharfe Ablehnung gegen alles, was „aus China“ kommt und demnach minderwertig und unauthentisch sein muss, ist Teil des Programms. Das ist selbstverständlich keine Eigenheit der DIY-Szene, sondern Merkmal der Alternativ-Shoppingliste junger Besserverdienender. Rassistische Vorurteile werden mit dieser Haltung oft unreflektiert mitgetragen oder verbreitet.

Das ist weltweit Thema in der DIY-Szene: Schon 2011 wurde in den Foren der New Yorker DIY-Verkaufsplattform *etsy.com* heftig kritisiert, dass das Web-Unternehmen seine Plattform für Verkäufer*innen öffnete, die in Billiglohnländern

industriell produzierte Waren lediglich weiterverkaufen. Vormalig waren dort nur selbst oder im (kleinen) Kollektiv erzeugte Waren zugelassen. Der verständliche Aufschrei der dadurch wirtschaftlich zurückgesetzten Mikro-Unternehmen richtete sich allerdings nicht nur gegen das Management von *Etsy*, es mischten sich auch viele patriotische Töne in die Kritik: „Buy American!“, wurde aufgefordert. Das Unternehmen reagierte auf die gesamte Kritik mit großflächigen Lösungen in den Foren. Es schreibt sich weiterhin auf seine Fahnen, „gesellschaftliche und ökologische Probleme zu lösen“.

Es lohnt sich also, als Konsument*in genauer hinzusehen, wie ein angeblich die Kulturlandschaft fördernder Designmarkt eigentlich organisiert ist, oder an den Ständen nachzufragen, wo die Waren und insbesondere deren Einzelteile hergestellt werden. Doch auch dort, wo Marktorganisator*innen den Ausstellenden günstige Bedingungen bieten: Den Sprung in die Selbständigkeit und die finanzielle Unabhängigkeit ihrer „day jobs“ schaffen letztendlich doch nur die, die bereit sind, große Summen in eine Unternehmensgründung zu investieren und schließlich mit Lohnarbeiter*innen zu produzieren. Der moderne Kapitalismus erlaubt es nicht anders. Und so bleibt das Marktmanagement Verwaltung von Träumen und Hoffnungen der Verlierer*innen der Krise.

Mina ist sowohl als Designerin als auch als Organisatorin in der Designmarkt-Szene aktiv und hat deshalb für diesen Artikel ihren Namen geändert.

Bio-Dinosaurier-Sackerl

Naturschutz ist wichtig, da sind sich fast alle einig. Nur: Was genau soll da eigentlich geschützt werden?

Statt Plastiksackerln gibt es in manchen Supermärkten Taschen mit Aufdrucken wie „Umweltschutz ist für mich natürlich!“ zu kaufen. Dieses schlechte Wortspiel zeigt eine Reihe von Problemen auf, die uns begegnen, wenn wir uns näher mit dem Thema Umwelt- oder Naturschutz beschäftigen. Das Sackerl aus Kunststoff sei nicht umweltfreundlich und es sei vor allem nicht natürlich, im Gegensatz zu der Stofftasche oder dem biologisch abbaubaren Ersatzsackerl aus Maisstärke. Dabei besteht das Plastiksackerl genauso aus organischem Material wie das Stärkesackerl, nämlich aus Erdöl, das vor Jahrmillionen noch Dinosaurier und Urzeitpflanze war. Und bis aus der Maisstärke ein Einkaufsackerl werden kann, durchläuft sie viele komplizierte technische Prozesse – ähnlich wie das Erdöl, bevor es ein Plastiksackerl wird.

Mit diesem einfachen Beispiel wird klar, dass die Trennung zwischen dem „Natürlichen“ und dem „Künstlichen“ nicht so simpel ist, wie sie auf den ersten Blick scheint. Zwar können wir uns beim Plastiksackerl darauf einigen, dass Erdöl eine endliche Ressource ist, die Herstellung viel Energie verbraucht, das Sackerl nicht verrottet und aus diesen Gründen abzulehnen ist. Aber was ist denn so schlimm

daran, wenn in der Natur unzersetzte Plastiksackerl herumliegen?

Die meisten werden wahrscheinlich antworten, dass das Sackerl da nicht hingehört, weil menschliche Dinge nun einmal nicht in die Natur gehören. Es gibt viele verschiedene Definitionen davon, was „Natur“ ist, eins haben sie aber fast alle gemein: Sie gehen von der Abwesenheit des Menschen aus. Die Umweltpsychologinnen Susan Clayton und Susan Opatow definieren Natur oder „naturnahe Umgebung“ als jene Teile der Umwelt, bei denen der Einfluss des Menschen sehr gering und nicht augenscheinlich ist.

Wenn wir über Naturschutz reden, klingt das sehr oft so, als würden wir die Natur vor den Menschen beschützen wollen. Dabei ist das meiste von dem, was wir heute als unsere „natürliche Umwelt“ wahrnehmen, von Menschen gemacht. Wer in Österreich in die Natur fährt, um wandern zu gehen, fährt in eine künstlich geschaffene Kulturlandschaft, die genauso „natürlich“ (oder eben unnatürlich) wie Disneyland ist.

WILDNIS UNERWÜNSCHT. Das gilt aber nicht nur für den Wanderweg, den Klettersteig oder die Skipiste. Auch Naturschutzgebiete bestehen sehr oft aus

Landschaften, die erst durch Bewirtschaftung entstanden sind. Ein Beispiel hierfür wäre die Perchtoldsdorfer Heide, ein *Natura 2000*-Schutzgebiet am südlichen Rand Wiens: Heute werden dort Trockenrasen geschützt, die zum allergrößten Teil erst durch die Nutzung der Flächen als Ackerlandschaft entstanden sind. Damit sich in der Heide weiterhin Ziesel, Smaragdeidechsen und an Nährstoffarmut angepasste Pflanzen wie die Kuhschelle wohlfühlen, müssen die Trockenrasen gepflegt werden. Freiwillige entfernen deshalb Sträucher und junge Bäume, zusätzlich wird der Rasen durch Schafe beweidet. Ohne diese Maßnahmen würde die Heide innerhalb weniger Jahre verbuschen und bald (bis auf sehr wenige Hügelkuppen) wieder einen Teil des Wienerwaldes bilden. Die Natur wird hier also nicht nur vor Hundekot und Mountainbiker*innen, sondern vor allem vor sich selbst geschützt. Die natürliche Sukzession, also die Abfolge von verschiedenen Pflanzengemeinschaften, die letztendlich in einem Hochwald und damit einer echten Wildnis mündet, ist im Naherholungsgebiet nicht erwünscht.

An der Perchtoldsdorfer Heide zeigt sich, dass Naturschutz oft nicht heißt, eine metaphorische Glasglocke über ein Gebiet, das als schützenswert

gilt, zu stülpen, sondern es menschlicher Anstrengungen bedarf, damit es „natürlich“ bleibt. Oder eher: Damit die Landschaften so bleiben, wie wir Menschen sie haben wollen.

HALLO ANTHROPOZÄN! Es gibt auf der Erde keinen Flecken mehr, der noch nicht vom Menschen beeinflusst wäre. Selbst in der Antarktis waren schon 1889, Jahre vor den großen Antarktisexpeditionen, Spuren menschlichen Lebens zu finden: Blei aus australischen Minen konnte etwa in Eisbohrkernen nachgewiesen werden. Der Ozean ist voll mit Plastikteilen, die Atmosphäre voll mit dem CO₂ unserer Verbrennungsmotoren, auf der ganzen Erde lässt sich radioaktiver Staub, der von Atomwaffentests stammt, finden und sogar den Weltraum um unseren Planeten herum haben wir vermüllt. Die menschlichen Aktivitäten sind so gravierend, dass sie als „Anthropozän“ eine klar erkennbare geologische Schicht bilden werden. Zu diesem Schluss kam auch die *Geological Society of London*, seit dem heurigen Sommer steht der Begriff auch im *Oxford English Dictionary*. Die Erkenntnis, wie wenig „Natur“ auf unserem Planeten noch vorhanden ist, mag auf den ersten Blick niederschmetternd, auf den zweiten Blick kann sie jedoch befreiend

sein: Wir gestalten unsere Umwelt seit tausenden von Jahren, gleichzeitig ändert sich diese ständig. Wir sind bei unseren Entscheidungen über Naturschutz also nicht daran gebunden, was „natürlich“ wäre, denn „Natur“ ist ein soziales Konstrukt. Wir haben also in einem gewissen Rahmen Gestaltungsfreiheit.

Es gibt verschiedene Zugänge und Motivationen, mit denen Naturschutz gerechtfertigt wird: Grob können materialistische, moralische, ästhetische und wissenschaftliche Motivationen unterschieden werden. Als ökologisch-wissenschaftlich werden Zugänge beschrieben, denen es um ein größtmögliches Verstehen der Strukturen, Funktionen und Beziehungen in der Natur geht. In politischen Diskursen überwiegen oft materialistische Motivationen – hier bedienen sich die Menschen der natürlichen Ressourcen

sondern mit dem, was wir mit großer Wahrscheinlichkeit überleben können und was bezahlbar ist. Spätestens wenn zur Abwendung einer größeren Katastrophe Geo-Engineering als letzte Rettung vorgeschlagen wird, wird klar, dass vor allem unsere jetzige Lebensweise gesichert werden soll. So schlagen zum Beispiel manche Wissenschaftler*innen vor, Schwefelpartikel in die Atmosphäre über den Polen einzubringen. Damit ließe sich zwar die globale Erwärmung verringern, es würde allerdings vermehrt zu sauren Niederschlägen kommen – wahrscheinlich das Todesurteil für die arktische Taiga.

TIEFE ÖKOLOGIE. Diesen Argumentationsmustern stehen moralische Aspekte entgegen. Die Liebe zur Natur oder die ethische Verpflichtung, die belebte und unbelebte Umwelt wegen ihres intrinsischen Wertes zu schützen,

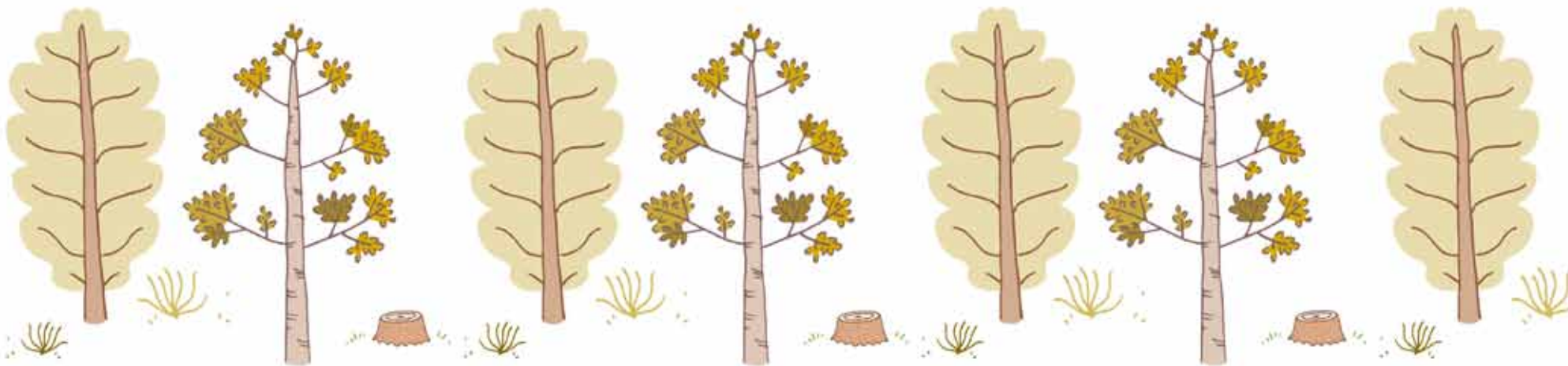
Auch im Feminismus existieren Denkrichtungen, die unter dem Label „Ökofeminismus“ zusammengefasst werden und ökologische Fragestellungen mit feministischer Analyse verbinden. Manche finden auch in den Werken der Frankfurter Schule eine moralische Verpflichtung zum Naturschutz und sehnen sich nach einer Wiederverzauberung, die sie in einer intakten Natur finden wollen. Hier finden sich Anknüpfungspunkte zu einem eher romantischen Naturschutzverständnis, das sich aus naturalistischen oder ästhetischen Motivationen nährt. Mit naturalistisch sind hier die Befriedigung, Ehrfurcht und Faszination gemeint, die Menschen beim Kontakt mit der Natur, etwa beim Wandern oder Bergsteigen, empfinden.

Die „Biophilia“-Theorie, die besagt, dass Menschen durch ihre evolutionäre Entwicklung durch die Natur angezo-

an, dass ihnen weit entlegene Berge lieber wären als ein Park – der Ruf der vermeintlichen Wildnis.

FLAUSCHIGER NATURSCHUTZ.

Schützen wir die Natur letzten Endes also, weil sie so hübsch aussieht und wir uns gut fühlen, wenn wir darin spazieren gehen? Es scheint zumindest so, denn auch Naturschutzorganisationen benutzen seit Jahren das Konzept der „Flagship Species“, um ihre Anliegen zu vermarkten. Kampagnen, bei denen süße oder sympathische Tiere geschützt werden sollen, laufen weit besser als „Wir wollen dieses stinkige Moor schützen!“ – obwohl das angestrebte Ziel oft das gleiche ist. Zum Problem kann das werden, wenn Biotope ohne Sympathieträger*innen unter Schutz gestellt werden sollen. Nicht jedes Tier, das wir aus moralischer oder wissenschaftlicher Motivation schützen wollen, lässt sich knuddeln.



und müssen sich vor negativen Aspekten wie Krankheiten, Katastrophen und wilden Tieren schützen. Das ist immer noch ein oft gezeichnetes Bild, das sich auch in medialen Bedrohungsszenarien wie „Wildtiere in der Stadt“ (Marder fressen Autos auf) oder „fremde Arten wandern ein“ (asiatische Pflanzen breiten sich in „unserer“ Natur aus) niederschlägt. Die Natur muss hier vor fremden („ausländischen“!) Einflüssen geschützt und Ressourcen müssen nachhaltig genutzt werden: Dieser Schutz dient aber immer dem Überleben des Menschen. Diese Denkweise überwiegt auch beim Kampf gegen den Klimawandel, der ja gemeinhin als „Klimaschutz“ bezeichnet wird. Welches Klima wir genau schützen oder behalten wollen, hängt nicht mit einer bestimmten „natürlichen“ Idealvorstellung zusammen,

werden hier besonders betont. Dies geht manchmal auch mit einer Kritik an der Natur/Mensch-Dichotomie einher. Die „Deep Ecology“ ist in den 1970ern in Skandinavien als Gegenbewegung zu einer „flachgründigen Umweltbewegung“ entstanden und vertritt die Ansicht, dass alle Lebewesen das gleiche Recht auf Leben haben. Dieser „biosphärische Egalitarismus“ wurde als neue Spielart des Kulturimperialismus kritisiert, weil eine „Wildniserfahrung“ für eine gewisse sozioökonomische Schicht (meist Weiße in „Entwicklungsländern“) bewahrt werden sollte. In den USA findet sich mit dem „Environmental Impact Statement“ ein politisches Instrument, das von „Deep Ecology“ inspiriert scheint und die Auswirkungen sowohl auf kulturelle als auch auf natürliche Umwelten prüft.

gen werden, scheint Recht zu bekommen, wenn man sich fragt, wieso Menschen gerne wandern oder klettern gehen. „Ich mag es grundsätzlich, in der Natur zu sein, weil man da seinen Kopf wieder frei bekommt. Selbst wenn man draußen etwas Anstrengendes macht wie Bergsteigen, fühlt man sich nachher viel frischer und energiegeladener. Ich denke, es ist die Freiheit, die frische Luft, die angenehme Atmosphäre, der schöne Ausblick, das ruhige Gefühl, das man bekommt, wenn man in die Weite einer schönen Landschaft schaut“, erzählt Ina, die an der *Universität für Bodenkultur* studiert und eine Pfadfinder*innengruppe betreut. Viele der Antworten, die ich bei der Recherche in sozialen Netzwerken bekam, ähneln sich: Vor allem die Stille, Einsamkeit und die gute Luft werden betont. Viele gaben auch

Naturschutz ist gegen rechtsextreme Ideologien (Stichwort „Heimatschutz“) genauso wenig gefeit wie vor der Vereinnahmung durch neoliberale Wirtschaftssysteme. Wer die frische Luft und Einsamkeit in den „wilden“ Bergen oder am menschengemachten Trockenrasen genießt, sollte im Hinterkopf behalten, welchen gesellschaftlichen Schichten Naturschutz heute vor allem dient. Eine Überlegung, welche Motivation hinter dem dreisäuligen (ökologisch, wirtschaftlich, sozial) Nachhaltigkeitsparadigma steht, wäre natürlich (!) auch lohnend.

Joël Adami studiert Umwelt- und Bio-Ressourcenmanagement an der Universität für Bodenkultur Wien.

Extrem true und verdammt real

Distinktion ist für jede Subkultur (überlebens-)wichtig. Vor allem Rap und Metal haben die Suche nach dem „Kern“ und den „Roots“ besonders geprägt: authentisch bis es wehtut.

In den späten 80er Jahren noch schockierten Metal und Rap. Später rückten sie jedoch immer mehr in den Mainstream. Es entstand die Fusion „Rap Metal“, die es bis heute nicht einfach hat. Sie kam zunächst gut an: Beispielsweise mit Hilfe von *Kid Rock* und minutiös genau produzierten Bands wie *Limp Bizkit* konnten Labels in den 90ern und frühen Nuller-Jahren einerseits Rap an die weißen Hörer_innen bringen. Andererseits wurde Metal wieder radiotauglich und für eine breitere Masse attraktiv, die vom kitschigen Heavy Metal genervt war und sich mit neueren extremeren Richtungen wie Trash, Death oder Black Metal nicht anfreunden konnte.

ANGST UND SCHRECKEN. Dabei war die Fusion von Metal und Rap ursprünglich nicht nur ein profitorientiertes Mainstream-Produkt. Auch von beiden Szenen respektierte Größen wie *Anthrax* und *Public Enemy* nahmen beispielsweise gemeinsam Lieder auf; *Ice-T* rappte bei *Body Count* nicht wie gewohnt auf Beats, sondern auf Gitarrenriffs aus Trash Metal und Punk. Die Härte, Aggressivität und das Subversive beider Genres ließen sich trotz musikalischer Unterschiede gut kombinieren. *Rage Against The Machine* verpackten sogar kritische politische Botschaften in die rauen Töne beider Genres.

Doch mit dem großen Erfolg von *Kid Rock & Co.* löste sich das subversive Element beider Szenen in den Charts von MTV auf. Ab diesem Zeitpunkt mussten sich vor allem jene Musiker_innen fürchten, die einen guten Ruf zu verlieren hatten, also die, die besonders true oder real waren. Die eigene Authentizität zählt(e) oft mehr als das musikalische Können. Wer sich im Hip Hop durchsetzen wollte, musste möglichst real sein, im Metal hingegen true. In dieser Zeit versuchten *Cypress Hill* und *Westside Connection* sich gegenseitig zu diskreditieren, indem sie einander unterstellten, heimlich mit Rockern

abzuhängen. Ironischerweise experimentierten beide Bands dann ein paar Jahre später mit Rock und Metal-Elementen. Die Regeln galten nicht nur für die Künstler_innen, sondern auch für die gesamte Szene und Hörer_innenschaft: Wer als Metaller_in den Kopf nicht nur zum neusten *Slayer*-Album bange, sondern auch bei *Tupac*-Liedern nickte, verheimlichte das lieber.

DRIVE-BYS UND KIRCHEN ANZÜNDEN. Je mehr Rap und Metal in den Mainstream gelangten, desto schwerer wurde die Abgrenzung nach außen. So wurden allmählich die persönlichen Biografien der Musiker_innen wichtiger als der musikalische Output. Aufgewachsen im Ghetto, Mitgliedschaft in der Straßengang, Drogenhandel und am besten auch noch ein paar Jahre im Gefängnis – mehr Gangsta als Rapper lautete das Erfolgsrezept. Im verzweifelten Versuch, seine „Street Credibility“ zu bewahren, prahlte Mainstream-Rapper *Bushido* sogar damit, sowieso „nie ein Rapper gewesen“ zu sein.

Im Black Metal hingegen führte der Weg ins Authentische über die Abwendung von der urbanen, kapitalistisch-säkularen Kultur hin zu einem paganistischen Naturalismus. Im Black Metal machte man sich mit Brandanschlägen auf Kirchen oder rassistischen und homophoben Attacken einen Namen. So genießt der rechtsextreme Varg Vikernes, der wegen Brandstiftung und Mord an einem Bandkollegen im Gefängnis saß, einen ganz besonderen Kult-Status, der nicht nur mit seinen einflussreichen frühen Alben zu erklären ist.

Das Bedrohliche als Inbegriff einer menschlichen Roh- und daher Echtheit sollte nicht nur in der Musik, sondern in den Lebensgeschichten der Künstler_innen zu finden sein. Hyper-Maskulinität ist deshalb in beiden Szenen Bestandteil der „Authentizität“. Frauen bekommen dann Akzeptanz, wenn auch sie möglichst „maskuline“ Eigenschaften mitbringen. So eroberte die deutsche Death-Metal-Sängerin Angela Gossow die Herzen ihrer Fans, indem sie besonders „männlich“ growlte und grunzte. In der Rapszene waren es Künstler_innen wie *MC Lyte*, die mit Zeilen wie „I need a man that don't stitch like a bitch“ die hyper-maskulinen Fantasien reproduzierten.

ECHT WICHTIG. Die Frage nach dem Authentischen ist im Allgemeinen für jede Subkultur von zentraler Bedeutung. Bands und Artists, die konservativ sind, „sich treu“ bleiben und wenig Neues wagen, werden von ihren Fans besonders unterstützt und rühmen sich damit, sich nicht zu ändern, sich nicht dem Mainstream anzupassen. Wer hingegen zu viel am eigenen Sound oder mit dem eigenen Style

experimentiert, kann schnell als „Sellout“ abgestempelt werden.

Dabei ist „Underground“ heute nicht mehr als eine Produktkategorie. Im Grunde steckt hinter der ablehnenden Haltung gegenüber dem Mainstream und der damit einhergehenden Verherrlichung vermeintlicher Wurzeln keine Konsumkritik. Das Bedürfnis nach performter Authentizität spielt eine ganz andere Rolle: Indem „überzeugende“ Performance eine Kult-Funktion einnimmt, gibt es jenen, die Echtheit besonders gut verkörpern, eine privilegierte Position innerhalb der Szene. So können als „true“ und „real“ klassifizierte „Urgesteine“ über die Grenzen der Subkultur bestimmen und insbesondere darüber, wer dazugehört und wer nicht. Um diese Position zu besetzen, sagen dann Rapper_innen wie *Massiv* wahrhaftig lachhafte Dinge wie beispielsweise, dass nachts überall „Ghetto“ sei. Auch in seinem idyllischen Geburtsort Pirmasens am Westrand des Pfälzerwaldes (40.000 Einwohner_innen).

Illustrationen: Sandra Biondi



Die verzweifelte Suche nach der heiligen Authentizität hat beide Szenen ins Lächerliche geführt, doch das muss nichts Schlechtes sein. Heute machen in Brooklyn vegane Hipster mit Vollbärten und Fair-Trade-Holzfäller_innenhemden Black Metal fernab von den mystischen Wäldern Skandinaviens. Ehemalige „Gangsta Rapper“ aus dem „Ghetto“ shaken währenddessen zu Eurodance-Beats. Für Künstler_innen öffnen sich also neue Räume fern der „Echtheitsfalle“ und vielleicht können irgendwann immer mehr Hörer_innen Musik genießen, ohne von der Subkultur ausgestoßen zu werden.

Ali Cem Deniz hat in Wien Internationale Entwicklung studiert und macht jetzt was mit Medien.



FEUILLETON





Menstruationsblutstickereien

Im Damensalon haben sich drei Künstlerinnen mit einem Ziel zusammengefunden: Sie wollen Frauen vor den Vorhang holen. Im Rahmen des *Lesezeichenfestivals* in Villach begaben sie sich mit Lesungen und musikalischer Umrahmung auf eine Reise mit der Destination *Musenraum*.

Der Techniker ist noch dabei, Licht und Ton einzustellen. Die ZuschauerInnenbänke sind schon aufgebaut, die Bühne ist schon dekoriert. Simone Dueller, Alexandra Pöcher, Paula Perschke und Natalie Ofenböck sind gemeinsam auf der Bühne. Sie besprechen den Ablauf und jede liest nochmal ihren Text. Zwei Stunden später heißt es dann: „Herzlich Willkommen im Damensalon!“

Vor vier Jahren hatte Simone Dueller die Idee, in Villach den *Damensalon* zu gründen. Künstlerisch aktiv war sie schon vorher. „Die Kunst begleitet mich schon mein ganzes Leben. Mein Vater ist Schriftsteller und ich war dann auch im Kunstgymnasium“, erzählt Dueller, die selbst wie ein Kunstwerk aussieht. Sie trägt ein schwarzes Kleid mit weißen Punkten, das weit nach außen schwingt. Ihre schwarzen Haare sind hochgesteckt. Trotzdem hat noch ein kleiner, schräg sitzender Hut Platz. Als sie 2010 bei dem Festival „GEMMAKUN?TSCHAUN“ mitwirken wollte, rief sie den *Damensalon* ins Leben. „Ich wollte etwas zum Thema ‚Frausein‘ machen und mich so als Frau wieder spüren“, sagt die 31-Jährige. Die Mutter von zwei Kindern hatte damals gerade in ihrem Beruf als Kunstvermittlerin eine leitende Position übernommen. Sie hatte das Gefühl es nicht alleine zu schaffen und kontaktierte über *Facebook* einige Künstlerinnen. Eine davon war Alexandra

Pöcher. Etwas später kam Paula Perschke dazu und das Dreiergespann, das seither den *Damensalon* gestaltet, war komplett.

Der *Damensalon* holt immer wieder Gastleserinnen und Musikerinnen zu sich auf die Bühne, um Stereotype zum Thema Mann und Frau kritisch zu beleuchten. Jede Künstlerin behandelt ihre eigenen Themen. Dabei interessiert sich Simone Dueller besonders für Geschlechterrollen, Klischees und Hysterie. Sie geht der Frage nach, was einen Mann und was eine Frau ausmacht. In Alexandra und Paula habe sie ein perfektes Team für den *Damensalon* gefunden, erzählt sie: „Wir empfinden große Wertschätzung gegenüber der Arbeit der anderen. Wir haben uns gern und außerhalb des *Damensalons* betreiben wir auch Lobbyarbeit füreinander.“

HERZENSANGELEGENHEIT BÜHNENAUFBAU. Heute sitzen die drei gemeinsam auf der Bühne, die sie selbst aufgebaut haben. „Wir können alles machen, wie es uns gefällt“, sagt Alexandra mit einem breiten Lächeln im Gesicht: „Aber das bedeutet auch, dass der Tisch, den wir auf der Bühne haben wollen, von uns selbst die Stiege hinunter in den *Kulturhofkeller* getragen werden muss“. Das Bühnenbild und die Dekoration gehören den drei KünstlerInnen. „Es sind immer ähnliche Dinge. Kerzen in

Gläsern, Blumen und Figuren. Es sind in unseren Augen eben schöne Dinge und das Bühnenbild liegt uns sehr am Herzen“, sagt Alexandra Pöcher.

An diesem Abend wird die Bühne von einer roten Lichterkette umrahmt. Auf der rechten Seite steht der Oberkörper einer Schaufensterpuppe, die von den Frauen liebevoll Helga genannt wird. Daneben ein weißer Rosenstock. Auf einem weißen Wollteppich steht ein Tisch und darauf eine kleine Mozartbüste und Blumen. Dueller, Pöcher, Perschke und ihre Gastleserin Natalie Ofenböck haben bereits Platz genommen. Die eingeladenen Musikerinnen Vera Kropf von der Band *Luise Pop* und Karin Loitsch von *Instant Avi* sind auch auf der Bühne.

Simone Dueller begrüßt die ZuschauerInnen im *Damensalon*. Das Publikum ist bunt gemischt. Männer und Frauen zwischen 20 und 60 Jahren sind gekommen. Zum vierten Mal findet der *Damensalon* im Rahmen des *Lesezeichenfestivals* statt und zum vierten Mal ist das Motto „Nachrichten aus dem *Musenraum*“. Nach diesem Abend werde es allerdings für längere Zeit keinen *Damensalon* mehr geben, verkündet Dueller. Sie ist mit ihrem dritten Kind schwanger und legt eine Babypause ein. „Ich habe versucht mit dem heutigen Abend die letzten Jahre Revue passieren zu lassen und habe Künstlerinnen



eingeladen, die bei den letzten *Damensalons* besondere Highlights waren“, sagt Simone Dueller: „Es soll ein ‚Best of *Damensalon*‘ sein.“ Traurig sei sie nicht, denn es werde in Zukunft noch viele kleine Veranstaltungen geben, nur die großen Salons haben Pause, erzählt sie im Gespräch.

„DESTINATION MUSENRAUM“. Der *Damensalon* beginnt mit Musik. Karin Loitsch singt und spielt auf der Gitarre. Die 48-Jährige war von Anfang als Gästin im *Damensalon* mit dabei. Sie ist Modedesignerin und Musikerin. Vor fünf Jahren nahm sie das erste Album mit ihrer Band *Instant Avi* auf. „In der Musik kann ich frei und auch radikal sein, weil ich zu 100 Prozent ehrlich bin“, sagt die Sängerin. In der Musik sei es auch egal, ob du ein Mann oder eine Frau bist. „Man wird eher nach der Stimme beurteilt. Wichtig ist, wie hoch ich singen kann und nicht, ob ich eine Frau bin“, meint die 48-Jährige.

Simone Dueller knüpft an das Lied an und entführt das Publikum in den Musenraum. Wie jedes Jahr macht sie das, indem sie die Einleitung ihres Textes „Destination Musenraum“ liest. Vor allem der Satz: „I’m your muse, not your amusement“, bleibt dabei hängen. „Ich möchte, dass die Leute unterhalten werden, aber die Themen dürfen auch unangenehm sein. Es ist nicht meine Aufgabe, die Leute zu bespaßen“, sagt Dueller. Sie möchte die Themen, die ihr wichtig sind, so verpacken, dass die ZuschauerInnen einen schönen Abend haben, aber auch etwas zum Nachdenken mit nach Hause nehmen.

Obwohl Dueller für den *Damensalon* noch nie um finanzielle Unterstützung angesucht hat, hat dieser schon zweimal einen Förderpreis erhalten. „Mit dem Geld können wir wieder Gastkünstlerinnen einladen“, sagt Simone Dueller. So auch Natalie Ofenböck, die heute einen ihrer Texte vorträgt. Sie beginnt damit, für jeden Buchstaben im Alphabet ein Wort zu finden und setzt dann mit Wortspielen fort. „Ich habe das ganz schnell auf der Tastatur geschrieben. Ohne Kontext. Durch das schnelle Schrei-

ben und meine schnellen Gedanken ergibt sich ein Rhythmus, in dem ich dann arbeite“, sagt die Künstlerin. Neben dem Schreiben zeichnet sie auch, verarbeitet Textilien und macht Musik bei *Kruxi Kruxi und die Kroxn*. Als Frau in der Kunst habe sie oft das Gefühl, versteckt zu werden. Das liegt wahrscheinlich daran, dass es nur wenige weibliche Vorbilder zu geben scheint. „Es ist Recherchearbeit, welche zu finden“, meint Natalie Ofenböck. Sie selbst habe sich nie an Vorbildern orientiert. Auch die Musikerin Vera Kropf, die zwischen den Lesungen auf der E-Gitarre spielt und singt, sagt, dass sie nach weiblichen Vorbildern teilweise richtiggehend suchen musste. „Die Musikszene ist auch stark männerdominiert. Es gibt viel mehr Burschenbands als Frauenbands“, sagt Vera Kropf. In ihrer eigenen Band *Luise Pop* hingegen machen drei Frauen und nur ein Mann Musik.

DIE HELDINNEN DES ALLTAGS. Mittlerweile liest Alexandra Pöcher. Mit dem *Damensalon* wollten die drei Frauen auch alternative Kunst nach Kärnten holen, die es dort sonst nicht gibt. „Wir hatten auch Abende, an denen nicht mehr als drei Leute da waren“, erzählt Pöcher, „Aber das war nicht schlimm. Wir haben es ja für uns gemacht und nicht, um etwas daran zu verdienen.“ Die Meret Oppenheim-Ausstellung, die der *Damensalon* im Kunstforum Wien 2013 organisieren durfte, war ein besonderes Highlight für Alexandra Pöcher. Sie führten durch die Ausstellung und haben währenddessen von Oppenheims Leben erzählt. „Die Ausstellung war ein Wahnsinns-erfolg und sehr gut besucht“, freut sich die Künstlerin.

Einen weiteren Höhepunkt erlebte der *Damensalon* im selben Jahr mit der Teilnahme an der „Langen Nacht der Museen“. Ihr Thema war „Studies from the Period & other bloody facts“. Sie arbeiteten damals auch mit echtem Menstruationsblut. „Wir haben es in Säckchen aufgefangen und dann verarbeitet.“ Simone Dueller hat zum Beispiel einen Faden in Blut getränkt und etwas gestickt. „Ich selbst habe ein Bild aus Hühnerherzen, über die ich das Blut

gespritzt habe, gemacht“, sagt Alexandra Pöcher. Radikal findet sie das überhaupt nicht, sondern schön. „Die Grenze für meine Kunst ist Nacktheit. Ich will mich nicht auf der Bühne ausziehen. Und meine Kunst soll niemanden verletzen“, sagt die 30-Jährige.

Auf der Bühne sitzt jetzt Paula Perschke am Tisch. Sie trägt eine quietschgelbe Regenjacke. In ihrem Text geht sie auf die Suche nach der „einen“ Heldin. Schließlich kommt sie zu der Erkenntnis, dass sie täglich von lebenden Heldinnen umgeben sei. Perschke bezeichnet sich selbst als Feministin. Ihre Aufgabe im *Damensalon* sieht sie darin, Frauen, die sonst nicht zu Wort kommen würden, in der Kunst eine Stimme zu geben. „Ich habe es mir nicht ausgesucht, Kunst zu machen. Ich muss das tun, ich bin so geboren“, sagt die 30-Jährige. „Momentan bin ich frei in der Kunst, denn ich mache, was ich will. Aber ich würde gern die künstlerische Leitung in einem Theater übernehmen“, erzählt Perschke. Die Theaterszene sei aber ein Haifischbecken und männerdominiert. Trotzdem will sie sich als Frau in der Theaterwelt durchsetzen.

Den Abschluss findet der Abend mit einem musikalischen Ausklang von Karin Loitsch, Vera Kropf und Natalie Ofenböck. Die Atmosphäre ist familiär. Jede singt solange sie möchte und übergibt dann an die Nächste. Im *Damensalon* haben Simone Dueller, Alexandra Pöcher und Paula Perschke für Frauen und ihre Anliegen Platz gemacht. „Wir möchten Frauen vor den Vorhang holen. Natürlich wollen wir alle Männer, die uns im Alltag unterstützen. Aber auf der Bühne gibt es dann nur uns“, sagt Alexandra Pöcher.

Julia Beirer studiert Journalismus und Neue Medien an der FH Wien.

50 Shades of Harry Potter

Queere Liebe, Crossover und romantische Begegnungen in Kaffeehäusern: Sind Fanfictions noch immer die Schande jeder Fanszene oder haben sie sich in ein Mainstream-Phänomen verwandelt?

Wer sich im Internet – und vor allem in den Fanszenen rund um populäre Serien, Buchreihen und Filme – herumtreibt, der kennt sie bestimmt: Fanfictions. Das Prinzip ist ganz einfach: Mensch nehme einen Charakter, ein Setting oder einen Handlungsstrang, der bereits besteht, und baue darauf eine eigene literarische Welt auf. So können die Held_innen der eigenen Lieblingsserie neuartige Abenteuer erleben oder verlieren vielleicht ihre Superkräfte und müssen sich im normalen Alltag zurecht finden. Häufig werden auch unterschiedliche Buchserien miteinander verknüpft: So kann endlich Aragorn aus „Herr der Ringe“ auf Hermine Granger („Harry Potter“) treffen und gemeinsam können sie die Welt retten (und heiraten. Aber das ist eine andere Geschichte).

GUT ORGANISIERT. Egal ob „Sherlock“, „Doctor Who“ oder noch immer „Star Trek“: Fanfiction wird nicht nur seit mehreren Jahrzehnten produziert, sondern auch vermehrt nachgefragt. Während sie in der Vergangenheit über Fanzeitschriften verbreitet wurde, bilden Fans zu diesem Zweck heute eigene Netzwerke. Auf Seiten wie „Archive of Our Own“ und *fanfiction.net* werden ihre Werke mit Inhaltsangaben, Labeln, Content-Warnungen und sogar Buchcovern versehen. Schnell wird deutlich, dass es in der Fanfiction-Community klare Strukturen gibt: Es entstehen eigene Gruppen von Lektor_innen, sogenannte „betareader“, die das Geschriebene kritisieren und überarbeiten. Auch nach der Veröffentlichung wird stetig Kritik gefordert, häufig wird auf sie



eingegangen und Wünsche werden berücksichtigt. Auch weil die Kapitel jeweils einzeln veröffentlicht werden, kommunizieren Autor_innen und Leser_innen viel mehr miteinander als im traditionellen Literaturbetrieb. Die Fanfiction-Communities funktionieren wie gut geölte Motoren – stetig werden neue Werke produziert, Kommentare beantwortet und auch Playlists, die das Leseerlebnis bereichern sollen, werden bereitgestellt. Viele Fanfictions finden ihr Ende erst nach hunderten Kapiteln, Autor_innen legen eine enorme Produktivität und Kreativität an den Tag. Besonders beliebt ist das sogenannte „High School AU“ – ein alternatives Universum, in dem sich etwa die Protagonist_innen des „Star Trek“-Franchises im Schulalter befinden und ihre ersten Abschlussbälle, Partys und Liebeskum-

mer erleben. Auch das „Coffeeshop AU“, in dem sich ganz im Sinne des romantischen Topos zwei Charaktere unterschiedlicher Fandoms in einem Café kennen- und lieben lernen, erfreut sich großer Beliebtheit. Grenzen sind hier keine gesetzt: Erlaubt ist, was Spaß macht.

KRITIK UND REPRÄSENTATION. Der Wunsch, nach der letzten Seite oder der letzten Folge noch weiterhin Zeit mit den Protagonist_innen zu verbringen, ist verständlich. Wohl jede_r hat schon einmal darüber nachgedacht, was die Held_innen des Lieblingsfilmes wohl nach dem Abspann erleben werden. Daher werden Fanfictions auch von Menschen jeden Alters geschrieben und gelesen. Von Autor_innen kommt jedoch teils auch Kritik an Fanfictions. Gerade Fantasy-

Autor_innen wie George R.R. Martin („Das Lied von Eis und Feuer“), Anne Rice („Chronik der Vampire“) oder auch Diana Gabaldon („Highland-Saga“) sind mit der Nutzung ihrer Charaktere nicht einverstanden. Sie sehen durch Fanfiction ihre künstlerische Integrität und Authentizität in Frage gestellt sowie ihr Urheber_innenrecht verletzt. Dabei hat Anne Rice selbst Kurzromane zu neuen Abenteuern von Jesus (Ja, der Jesus!) veröffentlicht. Provokant gefragt: Ist das nicht auch Fanfiction? Warum ist das gerechtfertigt, die Weiterentwicklung ihrer eigenen Protagonist_innen allerdings nicht? Auf detaillierte Nachfragen von Fans erklärt sie dann, dass ihr die „homosexuellen Züge“ in den Fanfictions missfallen.

Gerade Leser_innen, die selbst der queeren* Szene angehören, verfassen diese Werke, da sie sich einfach in ihren Lieblingswerken repräsentiert sehen wollen. Wenn der Mainstream keinerlei Anhaltspunkte für die eigene Identifikation bietet, dann kann das Leser_innen auch zu eigenen Interpretationen inspirieren. Der Kanon wird so erweitert und inklusiver. So werden etwa Interaktionen zwischen gleichgeschlechtlichen* Personen als queer ausgelegt und weitergesponnen. Diese sogenannten „ships“, abgeleitet von relationships, finden häufig zahlreiche Anhänger_innen, die gebannt sämtliche Berührungspunkte der Charaktere betrachten und analysieren. In konventionellen Interpretationen werden Interaktionen zwischen zwei cis-heterosexuellen Personen oft als romantisches Begehren erkannt. Bei homo-

sexuellen Konstellationen werden die gleichen Interaktionen ignoriert und als freundschaftlich ausgelegt. Fanfiction bietet also Möglichkeiten, Beziehungen in queere* Kontexte zu setzen.

Diese Vorgehensweise zeigt nicht nur die Diskrepanz zwischen heterosexuellen* und queeren* Beziehungen auf, sondern versucht auch, sie umzukehren. In ähnlicher Weise können auch Werke, die etwa sexualisierte Gewalt oder Rassismus enthalten, transformiert werden. Charaktere, die wenig präsent sind, können in den Mittelpunkt gerückt werden und ihre eigenen Abenteuer erleben. Besonders häufig erhalten hier Minderheiten mehr Raum. So können wir dann Geschichten über einen asexuellen Sherlock Holmes oder einen nicht-weißen Doctor aus „Doctor Who“ lesen. Auch der Antiheld der „Harry Potter“-Serie, Draco Malfoy, erhält in diesen Kontexten außergewöhnliche Aufmerksamkeit: Besonders gern werden seine komplizierten und konfliktreichen Interaktionen mit dem Helden der Serie beleuchtet, die natürlich nach vielen Irrungen und Wirrungen zu einer erfolgreichen romantischen Beziehung führen.

KARRIERESTARTER. Gerade junge Leser_innen können so eigene Lesarten entwickeln und das Gesehene oder Gelesene anders analysieren. Nicht selten entstehen daraus Karrieren. E. L. James, Autorin der „50 Shades of Grey“-Reihe, hat die Namen ihrer Protagonist_innen von Bella und Edward auf Ana und Christian geändert. Was als Experimentieren in einem alternativen Setting begonnen hatte, wurde schnell zum Fanfavorit. Ein Millionengeschäft mit Büchern, Merchandise und Filmen entstand.

Auch Cassandra Clare machte sich im Safespace der „Harry Potter“-Community einen Namen und veröffentlichte 2006 ihre Fanfiction über den beliebten Malfoy-Sprössling. Im Mittelpunkt steht hier Draco Malfoy, der sich allen Konventionen zum Trotz in Ginny Weasley verliebt. Auch Clare hat im Nachhinein die Namen ihrer Hauptfiguren geändert und teils Plotlines ihres Originalwerks minimal angepasst: Ihr Bestseller „Chroniken der Unterwelt“ war geboren.

Auch vor echten Personen, wie etwa Mitgliedern von Bands, machen die Fans keinen Halt. Gerade erst verkaufte die 25-jährige Anna Todd die Rech-



te an ihrem Buch „After“, das auf einer *One Direction*-Fanfiction basiert, an die *Paramount Studios*. Der Umgang mit solchen Werken ist allerdings umstritten. *fanfiction.net* verbietet Literatur, die sich auf Musiker_innen oder Schauspieler_innen bezieht, da sie dies als Grenzüberschreitung empfinden. Todd muss das nicht weiter stören – ihre Gage bewegt sich in Millionenhöhe und der Film zur Band-Fanfiction ist bereits in Planung.

FAN-FANTASIEN: ILLEGAL? In Österreich ist die rechtliche Lage derzeit undurchsichtig. Generell gilt allerdings, dass das nicht kommerzielle Publizieren von eigenen Werken, auch wenn geschützte Charaktere vorkommen, nicht verfolgt werden kann. Gerade Grenzfälle, wie etwa „50 Shades of Grey“, sind meist von der Kulanz der Originalautor_innen abhängig. So ist sich Stephenie Meyer, Autorin der „Twilight“-Saga, darüber im Klaren, dass die Serie auf ihren Büchern basiert, entschied sich allerdings, nichts dagegen zu unternehmen. Im Allgemeinen ist fraglich, wo Fanfiction beginnt. Eine ausformulierte Theorie zu möglichen Geschehnissen in einer Lieblingsshow in Essayform könnte auch als solche definiert werden, da sie ja bisher unbekannte und eigene Elemente enthält. Wenn die Drehbuchautor_innen einer Show wechseln

– schreiben die neuen dann auch nur Fanfiction? Fanfiction wirft die Frage auf, wem eigentlich die fiktionalen Charaktere gehören und wer bestimmen darf, wie sie handeln würden und könnten. So betont zum Beispiel John Green, Autor von „Das Schicksal ist ein mieser Verräter“, dass ihm die Charaktere seiner Romane nicht mehr gehören als den Fans und seine eigene Interpretation der Zukunft seiner Romanfiguren nicht relevanter sei als die seiner Leser_innen. Damit eröffnet sich ein weites Feld – schließlich gibt es zahlreiche Sherlock-Holmes-Bücher, die nach Sir Arthur Conan Doyles Tod veröffentlicht wurden. Auch „Pride and Prejudice and Zombies“ erfüllt alle Kriterien einer Fanfiction. Der Unterschied liegt nur darin, dass diese Werke gleich als „richtige“, gebundene Bücher auf den Markt gekommen sind. Grenzen zu setzen fällt hier also schwer. Wenn durch eine reine Namensänderung jenes Werk, das ein anderes inspirierte, nicht mehr erkennbar ist, sollte dies nicht die Eigenständigkeit dieser Literatur beweisen? Fanfiction-Communities können, gerade nach den letzten Bestsellern, nicht mehr als Independent-Publisher ignoriert werden.

Gabriela Kielhorn studiert Theater-, Film- und Medienwissenschaft und Orientalistik an der Universität Wien.



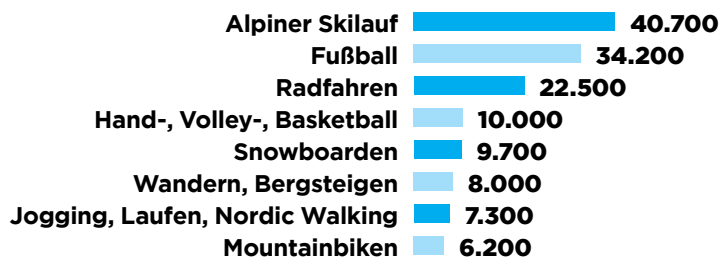
Skizirkus

Keine Sportart ist für die Konstruktion der österreichischen Identität so wichtig wie das Skifahren.

Skiunfälle im Vergleich mit anderen Sportarten

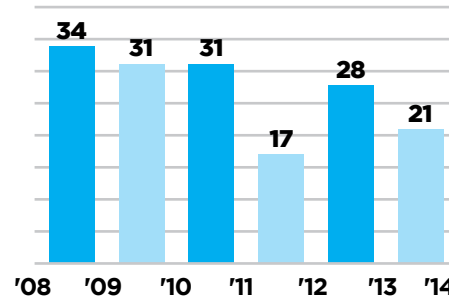
Quelle: Kuratorium für Verkehrssicherheit, Freizeitunfallstatistik 2013

Rund **197.000** Sportverletzungen mussten 2013 in Krankenhäusern behandelt werden. Dabei entfallen mehr als die Hälfte aller Unfälle auf Skifahren, Snowboarden, Fußball und Radfahren.



Tödliche Wintersportunfälle

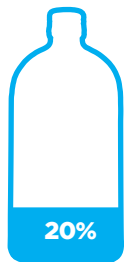
Quelle: Kurier Online, 24.2.2014



In den 1990ern, vor der vermehrten Verwendung von Helmen, gab es **DURCHSCHNITTLICH 45 TOTE** auf den österreichischen Pisten, mit **57 TOTEN** hält 1998 den traurigen Rekord jüngerer Zeit.

Alkohol auf den Pisten

Quelle: Kuratorium für Verkehrssicherheit, Studie 2013

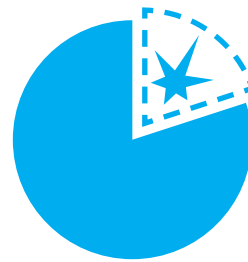


20% ALLER WINTERSPORTLER_INNEN SIND UNTER ALKOHOLEINFLUSS auf den Pisten unterwegs, **6% MIT MEHR ALS 0,5 PROMILLE**. Von den Personen, die Alkohol konsumiert hatten, **GABEN 96% AN, KEINE ODER NUR LEICHTE AUSWIRKUNGEN DES KONSUMS ZU SPÜREN**.

Von den positiv auf Alkohol getesteten Wintersportler_innen gaben **73%** an, „leichtere“ alkoholische Getränke (wie **BIER** und **RADLER**), **24%** alkoholische Getränke mittlerer Stärke (wie **WEIN**) und **8%** „harte“ alkoholische Getränke (wie **SCHNAPS**) konsumiert zu haben.

Unfälle mit Fremdverschulden

Quelle: Kurier Online, 24.2.2014



Im Winter 2013/14 registrierte die Alpinpolizei des Innenministeriums **1.844 UNFÄLLE** mit **3.262 BETEILIGTEN**, bei denen es Verdacht auf Fremdverschulden gab. **IN 1 VON 5 FÄLLEN** begingen die Verursacher_innen **FAHRER_INNENFLUCHT**. Viele Unfälle werden jedoch erst gar nicht gemeldet.

Was kostet ein Skitag im europäischen Vergleich?

Quelle: TripAdvisor

Je etablierter das Skigebiet, desto mehr kostet ein Skitag dort. Dieser berechnet sich folgendermaßen: Durchschnittlicher Preis für **EINE HOTELÜBERNACHTUNG** (im Umkreis von 8 Kilometern), der Preis für **EINEN TAGESPASS** für das Skigebiet, der durchschnittliche Preis für **SCHUHE, STÖCKE UND SKI** (ermittelt von drei Anbieter_innen), der Preis für ein **STANDARDGERICHT** (Burger mit Pommes oder eine lokale Alternative), sowie der durchschnittliche Preis für **EINE FLASCHE BIER** (ermittelt von drei Anbieter_innen).

Die Skigebiete der Schweiz und Frankreichs zählen zu den teuersten, Österreichs Nobelskiorte sind ähnlich kostspielig. Das Essen in St. Moritz ist mit **35,85€ SECHSMAL SO TEUER** wie in Bansko, wo es **5,62€** kostet. Im französischen Méribel kommt die Übernachtung mit **356,06€** am teuersten, **MEHR ALS FÜNFMAL SO HOCH** wie der Hotelpreis im spanischen Astún, wo eine Nacht **68,88€** kostet. Preiswert sind vor allem Skigebiete in jenen Ländern, die nicht als „Skinationen“ vermarktet werden, wie Spanien oder Bulgarien. Am billigsten fährt es sich auf Europas **HÖCHSTEM AKTIVEN VULKAN**, dem **ÄTNA**.

	SKIGEBIET, LAND	HOTEL	SKI-VERLEIH	SKI-PASS	ESSEN	BIER	GESAMT
	Méribel, Frankreich	356,06€	19,07€	44,00€	19,00€	3,30€	441,43€
	Courchevel, Frankreich	343,57€	18,47€	44,50€	29,33€	4,50€	440,37€
	St. Moritz, Schweiz	287,51€	45,61€	60,63€	35,85€	5,45€	435,05€
	Gstaad, Schweiz	282,15€	47,62€	51,50€	29,49€	4,65€	415,41€
	Zermatt, Schweiz	263,93€	47,90€	62,29€	22,43€	5,37€	401,92€
	Ischgl, Österreich	242,84€	41,33€	47,00€	12,90€	3,47€	347,54€
	Val d'Isère, Frankreich	241,29€	22,67€	47,00€	21,03€	3,67€	335,66€
	St. Anton, Österreich	223,07€	42,00€	47,00€	12,33€	4,13€	328,53€
	Kranjska Gora, Slowenien	119,24€	16,67€	28,33€	11,00€	2,07€	177,31€
	Berchtesgaden, Deutschl.	109,53€	17,00€	29,80€	10,87€	3,10€	170,30€
	Astún, Spanien	68,88€	20,50€	37,00€	7,00€	2,75€	136,13€
	Bansko, Bulgarien	83,89€	14,89€	22,97€	5,62€	1,74€	129,11€
	Ätna, Italien	70,89€	15,00€	23,00€	10,67€	2,83€	122,39€

Florian Walch studiert Musikwissenschaft und Philosophie an der Universität Wien.

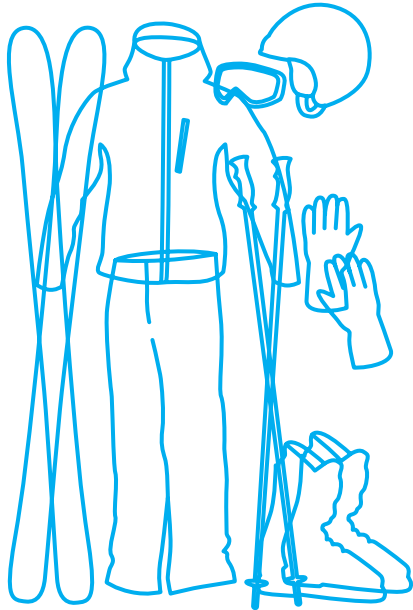
Was kostet eine Skiausrüstung?

Quelle: billigste und teuerste Angebote von hervis.at

Zwar muss es nicht unbedingt die luxuriöseste High-Tech-Kleidung sein, aber selbst mit billigerer Ausrüstung zählt das Skifahren zu den teuren Breitensportarten.

- Ski: 200-800€**
- Skischuhe: 100-400€**
- Jacke: 80-500€**
- Hose: 90-380€**
- Helm: 100-150€**
- Handschuhe: 20-190€**
- Skistöcke: 30-150€**
- Brille: 30-100€**

650-2670€



Zahlen um das Hahnenkammrennen

Quelle: Wirtschaftsblatt Online, 23.1.2014, Berliner Zeitung Online, 21.1.2014

Das Hahnenkammrennen 2014 kostete rund **10.000.000€**, davon stellte der *Skiclub Kitzbühel* **7.000.000€**, **3.000.000€** private Sponsor_innen. **80.000 BIS 85.000 BESUCHER_INNEN** sorgten für einen Mehrumsatz von **37.000.000€** in und um Kitzbühel. Bei diesen Zahlen muten die Preisgelder für die Athlet_innen etwas mickrig an: **75.000€** gab es zu gewinnen, so viel wie noch nie. Schätzungsweise **600 VOLLZEITJAHRESARBEITSPLÄTZE** sind direkt von den Hahnenkammrennen abhängig. Das Medienecho ist enorm, wie eine Printanalyse zeigt: Im Jänner 2014 berichteten **6.500 ARTIKEL** im deutschsprachigen Raum von den Rennen, die eine Werbewirkung haben, von der Kitzbühel im ganzen Jahr zehrt. Doch das Wetter wusste von all dem nichts: So wurden mit Helikoptern insgesamt **1.300 TONNEN SCHNEE** auf die Pisten geflogen, die Helikopterflüge und das Flutlicht für den Nachmittags-Kombislalom allein kosteten **300.000€**.



Wie lang ist eine Piste?

Quelle: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Hierauf lässt sich keine klare Antwort geben, weil es keine Richtlinien für die Messung der Pistenlänge gibt. Da die Länge der verfügbaren Pisten ein wichtiges Werbemittel ist, haben die österreichischen Skigebiete wohl kaum Interesse daran, sich in dieser Hinsicht etwas vorschreiben zu lassen. Meistens wird nicht die Fall- oder Luftlinie gemessen, sondern eine hypothetische Fahrtstrecke, welche jedoch durch großzügige Bogenführung beinahe beliebig verlängert werden kann. Teilweise wird ab einer bestimmten Pistenbreite auch doppelt gemessen, da theoretisch eine zweite Pistenführung möglich wäre, selbst wenn diese nicht realisiert wird.



PISTENLÄNGE

LAUT SKIGEBIET / NACH FALLLINIE

181 km 75 km

HOCHZILLERTAL

110 km 48 km

STUBAIER GLETSCHER

218 km 154 km

SILVRETTA ARENA

145 km 57 km

ALPBACHTAL-WILDSCHÖNAU



Österreichs Pistenkilometer

7.511 km

(TISCOVER.COM)

8.524,6 km

(WIKIPEDIA.ORG)

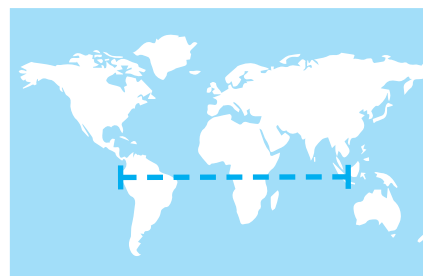
12.051,5 km

(SKIGEBIETE-TEST.DE)

22.000 km

(GRETHER-REISEN.DE)

Verlässliche Zahlen zur Gesamtlänge der österreichischen Pisten gibt es nicht. Jedes Skigebiet berechnet seine Pistenkilometer anders, unterschiedliche Quellen führen unterschiedlich viele und unterschiedliche Skigebiete an. Konservativ geschätzt sind Österreichs Pisten um ein **VIELFACHES LÄNGER ALS SEINE 1.720 KM LANGEN AUTOBAHNEN**, optimistisch geschätzt wären sie **MEHR ALS HALB SO LANG WIE DER ÄQUATOR**.



Rechnen mit Kunstschnee

Quelle: Vorarlberger Wirtschaftskammer, März 2013

Österreich verfügt über rund **23.000 HEKTAR PISTEN-FLÄCHE**, von denen 60% künstlich beschneit werden können. Pro **HEKTAR PISTE WERDEN JÄHRLICH ZWISCHEN 2.000 UND 4.000 KUBIKMETER WASSER** verbraucht, damit ergibt sich ein Gesamtaufwand von **42.000.000 KUBIKMETER WASSER PRO JAHR**. Gesammelt wird dieses Oberflächenwasser in rund **420 SPEICHERBECKEN**. Theoretisch wird der Natur dadurch kein Wasser entzogen, sondern es wird dem Wasserkreislauf verzögert wieder zugeführt. Bei dem derart zurückgehalte-

nen Wasser handelt es sich um **0,06% DER JÄHRLICHEN NIEDERSCHLAGSMENGE**. Jedoch erhöht bereits diese Menge bei der Schneeschmelze im Sommer das Risiko von Hangrutschungen. **EIN KUBIKMETER KUNSTSCHNEE KOSTET 2 BIS 3€**, bei **105.000.000 KUBIKMETERN KUNSTSCHNEE PRO JAHR** werden in Österreich wohl **210.000.000 BIS 315.000.000€** für Kunstschnee ausgegeben. Zum Vergleich: Der österreichische Wintersport erwirtschaftete in der Saison 2012/2013 einen **BRUTTOUMSATZ VON 5,6 MILLIARDEN €**.

Ski-Gentrifizierung

Quelle: Stadt Kitzbühel, Zeit Online

8.134 EINWOHNER zählt Kitzbühel, mit einer **ZWEITWOHNSITZQUOTE VON 59,5%**: **4.837 PERSONEN HABEN EINEN ZWEITWOHNSITZ IN KITZBÜHEL**, **1.381 FREIZEITWOHNSITZE** sind in Kitzbühel genehmigt, das sind **FAST EINER VON VIER HAUSHALTEN**.

Das **BEHÖRDLICHE MAXIMUM VON 8%** ist also längst überschritten. Nicht genehmigte Freizeitwohnsitze werden zu „**ARBEITSWOHNSITZEN**“ erklärt, da es unmöglich ist, nachzuweisen, ob diese zur Erholung oder zum Arbeiten genutzt werden. Dieses Schlupfloch ist als **USCHI-GLAS-URTEIL** bekannt. 2002 verhalf der damalige FPÖ-Bürgermeister und Anwalt Horst Wendling der Schauspielerin, einen zeitweise genutzten „Arbeitswohnsitz“ vor Gericht durchzusetzen, nachdem ihr die Versteigerung ihres nicht genehmigten Freizeitwohnsitzes drohte.

Zu diesem **GENTRIFIZIERUNG** genannten Problem tragen auch illegale Hauptwohnsitze bei. Diese werden häufig auf im Ausland lebende Verwandte gemeldet, denen nicht nachgewiesen werden kann, dass sie dort nicht ihren Hauptwohnsitz haben. **WOHNUNGSPREISE VON 10.000€ PRO QUADRATMETER** sind üblich. Der Status als Nobelskiort schlägt sich demographisch nieder. Die Wohnungs- und Grundpreise verdrängen junge Menschen und Familien. Nur **11,5% DER EINWOHNER_INNEN SIND UNTER 15 JAHRE ALT** (Landesschnitt: 15%), ganze **23,7% SIND ÄLTER ALS 65 JAHRE** (Landesschnitt: 16,5%).

RÜCKENTATTOOS UND RATTEN IM KOPF



„Meine Persönlichkeit hatte also eine Störung, die nicht einzigartig war.“ Ellen Forney ist manisch-depressiv. Eine Diagnose, die sie anscheinend vor eine Entscheidung stellt: geniale maniac Künstlerin oder medikamentös behandelte Normalo-Künstlerin? In ihrer Graphic Novel „Meine Tassen im Schrank“ beschreibt und bebildert Ellen Forney den Verlauf ihrer bipolaren Störung und ihren Umgang damit. Als ihre Therapeutin zu Beginn des Buches die Diagnose stellt, ist die Autorin mitten in einer manischen Phase. Für Forney ist klar: Sie will nicht, dass ihr Leben von ihrer Krankheit bestimmt wird

– schließlich ließen Jackson Pollock, Virginia Woolf und Anne Sexton das auch nicht zu. „Das manische Ich heute sorgt für das depressive Ich später“ wird ihre Devise. Sie plant weiterhin pompöse Queerpartys, lässt sich den Rücken tätowieren und macht Fotoshoots mit Freundinnen für einen Pornocomic. Bis sie ihre Freundinnen mehr oder weniger in den Keller eines Bekannten entführt. Nach einer Verkleidungssession mit Hilfe des Drag-Queen-Fundus dieses Bekannten packt sie die Einsicht: Ihre Krankheit macht sich auch für andere bemerkbar.

Mit einem Kratzen im Hals und einem Druck in der Nasenhöhle kündigt sich die andere Seite der bipolaren Störung an. Angst und Gefühle wie das, dass der eigene Kopf „ein Käfig voller wütender Ratten“ sei, bringen Forney dazu, sich mit Lithium behandeln zu lassen. Es folgt eine depressive Phase und Forney ist am Boden oder besser gesagt im Bett. Die

schwarz-weiß Zeichnungen der Graphic Novel werden schlichter, einfacher, weniger beeindruckend. Man sieht einen Hügel im Bett, eine Figur, die in eine Decke gewickelt einen neuen Raum betritt und auf dem Sofa erneut zu einem Hügel wird – es ist Ellen Forney. Mit Selbstporträts und Yoga, einem Wirr-Warr aus Medikamenten und Gesprächen mit ihrer Therapeutin findet Forney langsam einen Weg als Künstlerin mit bipolarer Störung leben zu können. Mit „Meine Tassen im Schrank“ schaffte sie ein Lebensprotokoll, das mit Witz und Pointiertheit den Ernst einer psychischen Erkrankung illustriert.

Ellen Forney: „Meine Tassen im Schrank“
Egmont Graphic Novel, 256 Seiten
19,99 Euro

Marlene Brüggemann studiert Philosophie an der Uni Wien.

Film-Rezension

EINE PRAKTIKANTIN PROBT DEN WIDERSTAND



Wie gelingt der Ausbruch? Wie der Widerstand im Kleinen? Wie beendet man den prekären Zustand des ewigen Praktikant_innen-Daseins? Das fragt sich die Protagonistin in Eva Schörkhubers Romandebüt „Quecksilbertage“, das eine sprachliche Bestandsaufnahme unserer heutigen (Arbeits-)Gesellschaft und zugleich ein Versuch ist, daraus auszubrechen. Valerie ist etwas über 30, Juristin und trotzdem ohne richtigen Job. Sie arbeitet 24 Stunden die Woche, davon 20 bezahlt, für das dubiose „Institut für die nachhaltige Kommunikation mit der Zivilgesellschaft“ und hört von allen Seiten, dass man als

Praktikantin die Chance auf eine (baldige) große Zukunft hat. Aber anstatt in dem ewigen Zustand der Ausbeutung zu verharren, wird Valerie auf stille Art aktiv. Sie stellt nicht nur das Institut, für das sie arbeitet, in Frage, sondern darüber hinaus auch die politische Vergangenheit ihrer Familie, obwohl die Mutter befindet, dass „diese ganze Nachfragerei unangebracht“ sei.

Indem Schörkhuber die Protagonistin in ihrem inneren Konflikt auf lange Streifzüge durch Wien schickt, entwirft die 1982 in St. Pölten geborene und in Wien lebende Autorin obendrein das Bild einer Stadt und ihrer Geschichte. Genaue Bestandsaufnahmen von Wiens historischen Orten und Denkmälern entstehen. Da sind der Heldenplatz, die „Gedenksteinblöcke“ am Morzinplatz, eine Marmortafel in Gedenken an den KPÖ-Vorsitzenden Johann Kopleinig: „Wie Valerie das Denkmal umkreiste, ihr Gang

zuerst langsam, vorsichtig, schleichend, schließlich mit zunehmendem Gedankenstrom schneller, die Gedanken, die ins Strudeln gerieten, Anknüpfungspunkte, die sich überlagerten, verstrickten, Bilder, Sätze, die aufflackerten, die wieder verlöschten.“ Sätze wie dieser sind symptomatisch für „Quecksilbertage“, in dem ein übermäßiger Gebrauch von poetischen Formulierungen, Aufzählungen und Doppelungen vorherrscht. Weniger Verspieltheit hätte dem Romandebüt, in dem der Widerstand letztendlich auf textlicher Ebene geprobt wird, allerdings gut getan.

Eva Schörkhuber: „Quecksilbertage“
Edition Atelier, 200 Seiten
17,95 Euro, E-Book 9,99 Euro

Sara Schausberger hat Germanistik studiert und arbeitet als Kulturjournalistin in Wien.

Spiel-Rezension

OMG, ÖSTERREICHBEZUG!



1895 im Kaiserreich Österreich-Ungarn: Die Herzogstochter Aurora wird krank und findet sich in einem märchenhaften Fiebertraum wieder. Die Spieler*innen schlüpfen fortan in die Rolle des mutigen und entschlossenen rothaarigen Mädchens und versuchen, aus einer geheimnisvollen Welt namens Lemuria zu entkommen und zurück zur Familie zu finden. Zur Hilfe steht Aurora Igniculus, ein kleines Glühwürmchen; ausgestattet ist die kleine Heldin mit einer viel zu großen Krone, die ihr ständig vom Kopf fällt, und einem riesigen Schwert, dessen Handhabung ihr sichtlich Schwierigkeiten bereitet. Nichtsdestotrotz geht Aurora im Laufe der Platform-Adventure viele Kämpfe mit mystischen und teilweise gruseligen Gestalten ein. Die rundenbasierten Auseinandersetzungen

stellen sich als richtig schwierige Hürden heraus, was einen schönen Kontrast zur Verträumtheit Lemurias darstellt.

Ohne die Gefährt*innen, die Aurora immer ein Stück weit begleiten, wären die Kämpfe aussichtslos – mit aber leider manchmal auch. So müssen Spieler*innen Side-Quests aufgeben und sich neu in der Welt orientieren, weil sie für den Anfang einfach viel zu schwer sind. Das aber und die teilweise kryptischen Nachrichten, die Aurora in Lemuria findet, wecken in den Spieler*innen einen starken Entdeckungsdrang: Worum geht es hier wirklich?

Bestechend ist bei „Child of Light“ die Tatsache, dass Aurora in Lemuria vorwiegend auf Frauen trifft und dass die Nebencharaktere im Videospiel sehr differenziert ausgearbeitet sind. Sie haben alle eine Hintergrundgeschichte, Eigenheiten (was sich auch in ihren spezifischen Kampf-Fähigkeiten niederschlägt) und einen typischen Humor, der sich etwa in Sprechweisen zeigt. À propos Sprech-

weisen: „Child of Light“ ist tatsächlich komplett in Versform geschrieben. Alle Spielanweisungen, Rückblenden, Nachrichten und sogar Dialoge sind kunstvoll gereimt, was dem Spiel aber keinen altbackenen oder verstaubten Anstrich gibt, sondern perfekt zum wasserfarben-träumerischen Artwork passt. Das erste Ubisoft-Videospiel mit Österreichbezug ist dank der sympathischen Heldin, der rätselhaften Story und nicht zuletzt einem hypnotischen Soundtrack die perfekte Begleitung für dunkle Winterabende.

„Child of Light“
Ubisoft, Einzel- oder Mehrspieler*innen
für Windows, PlayStation (3, 4 und Vita), Wii U, Xbox (360 und One)
min. 14,99 Euro, max. 24,99 Euro

Olja Alvir studiert Germanistik und Physik an der Universität Wien.

BARFUSS AUF ROADTRIP



Wer „Tschick“ gelesen hat, kennt sie schon, die Erzählerin aus Wolfgang Herrndorfs posthum erschienenen Romanfragment „Bilder deiner großen Liebe“. Isa heißt sie und sie ist das Mädchen, dem die 14-jährigen Burschen Maik Klingenberg und Andrej Tschichatschow während ihres Roadtrips auf einer Müllhalde begegnen und das sie für verrückt erklären. Und es mag stimmen, dass Isa verrückt ist, aber „verrückt sein heißt ja auch nur, dass man verrückt ist, und nicht bescheuert“.

Im vergangenen Sommer nahm sich der unheilbar an Krebs erkrankte Berliner Autor Wolfgang Herrndorf das Leben. In sein Testament schrieb er

zunächst, dass niemals Fragmente von ihm veröffentlicht werden sollten. In diesem Fall hat er aber kurz vor seinem Tod seine Meinung geändert und das Manuskript Freund*innen anvertraut. Der Episodenroman ist mit dem Untertitel „ein unvollendeter Roman“ erschienen und vielleicht ist es ausgerechnet das Fragmentarische, das diesen Text so fantastisch macht. Isa ist eine verlorene Heldin und eine unzuverlässige Erzählerin, bei der man nie sicher sein kann, was man glauben soll und was nicht. An einer Stelle heißt es, dass ihr Vater gestorben sei, an einer anderen: „Ich muss an meinen Vater denken und wie schlecht es ihm geht und welchen Kummer ich ihm wahrscheinlich verursache, wenn das alles hier rauskommt.“ Aber gerade durch diese Widersprüchlichkeit kann man sich der Protagonistin nicht entziehen. Isa reißt aus der Psychiatrie aus, geht barfuß über Felder, durch Wälder, durch Flüsse, an Autobahnen entlang. Sie bricht in Dorf-Supermärkte ein, lässt sich von einem üblen Lastwagen-Fahrer mitnehmen und fährt auf

dem Boot eines Binnenschiffers mit, der möglicherweise einmal ein Bankräuber gewesen ist. Sie liegt tagelang im Gras, kommt irgendwann in den Bergen an und spürt den Abgrund an ihr zerren. Isa hat zwar keine Schuhe, aber sie hat ein Tagebuch, und erzählt entrückt und märchenhaft von diesem Roadtrip, den sie zu Fuß macht. Ein großes Glück, dass Herrndorf sich umentschieden hat.

Wolfgang Herrndorf: „Bilder deiner großen Liebe“ Rowohlt, 144 Seiten
16,95 Euro, E-Book 14,99 Euro

Sara Schausberger hat Germanistik studiert und arbeitet als Kulturjournalistin in Wien.

Zweimal hingehört

HAFTBEFEHL RUSSISCH ROULETTE



KATJA: Es ist kaum drei Monate her, da habe ich noch zwei freche Jugendliche vor meiner Tür verscheucht, weil sie extrem sexistischen Hip Hop laut auf ihrem Handy gespielt haben. Heute schreibe ich über Haftbefehls neues Album „Russisch Roulette“ – wo mach ich da den Unterschied? Tatsächlich eine sehr schwierige Frage. Haftbefehl ist ein typisch deutscher Gangster-rapper mit allem, was inhaltlich und stilistisch dazugehört: Er fickt links und rechts alles, was er nicht mag inklusive deiner Mutter, hat selbstverständlich eine kriminelle Vergangenheit, über die er gern erzählt, und fährt einen fetten Mercedes. Trotzdem können sich in diesem Jahr die Feuilletonist*innen auf ihn einigen. Weil er so real ist? Weil er so gleichfalls intensiv vom Selbstmord seines Vaters und dem letzten Koksdeal

rapp? Ich kann es nicht beantworten. „Russisch Roulette“ ist ein handwerklich präzises Album. Soviel weiß ich.

JOËL: Ich weiß ja immer noch nicht, wer denn jetzt dieser Babo ist. Das neue Album des „Wort des Jahres“-Bekanntmachers Haftbefehl scheint zumindest auf Twitter einige Anhänger*innen zu haben. Hören die das alle „ironisch“ oder ist die Musik tatsächlich so gut, dass man – falls das möglich sein sollte – über den sexistischen Sprachgebrauch hinwegsehen kann? Manche Tracks („Saudi Arabi Money Rich“) klingen dann doch eher wie kreativ produzierter Kirmestechno, über den Hafti halt seine „Ich fickex“-Fantasien sprechsingt. Beim Titel „Ich rolle mit meinem besten“ hatte ich Hoffnungen auf einen schönen Drogentrack, leider handelt es sich um eine Musik gewordene Folge von „Top Gear“. Immerhin: Wenn wir nicht so genau hinhören, lässt sich „Lass die Affen aus’m Zoo“ als gewalttätige Animal-Liberation-Hymne („Lass die Pittis aus’m Käfig/Lass die Affen aus’m Zoo“) verstehen. Zur Veranschaulichung des Realness-Diskurses im Hip Hop (siehe Seite 28) taugt das Album allemal, kaufen würde ich es aber nicht unbedingt.

VON SPAR STREETLIFE



KATJA: Genau zehn Jahre nach ihrem gefeierten, gehypten und untergegangenen Album „Die uneingeschränkte Freiheit der privaten Initiative“ (allein der Name!) haben sich Von Spar nach langem Irrweg zusammengerissen und eine echte Überraschung hingelegt. Nach zwei unanhörbaren Zwischenveröffentlichungen und dem damit in Zusammenhang stehenden Abgang von Sänger Thomas Mahmoud – sei es der Grund oder die Begründung – gibt es mit „Streetlife“ endlich die Versöhnung. Was 2004 noch sehr im Zeichen von Punk, Elektro, Kapitalismuskritik und Parolenpop stand, ist nun einem sehr sanften, unaufgeregten Klang gewichen. Gleich beim Opener „Chain of Command“ zieht es einer*m aber die Gänsehaut über den Körper, so ein kluger Diskodancer! Da ist endlich der Soul angekommen. Diese Band hat ein Happy End verdient.

JOËL: Ätherische Männerstimmen mäandern fröhlich über leicht melancholischen Elektropop. Das hört sich – vor allem nach der vollen Dröhnung Haftbefehl – doch ganz gut an. Früher hätte man solche Musik sicher unter dem Label „prog rock“ eingeordnet, aber heute erfindet ja jede Band ihr eigenes Genre. Je länger das Album läuft, umso mehr geraten die Stimmen in den Hintergrund und die restlichen Instrumente kommen ins Zentrum. Das Ganze plätschert hübsch und würde sich hervorragend eignen, um Weltraumreisen in psychedelischen Science-Fiction-Filmen zu untermalen. Unverhofft singt dann nach längerer Pause in „Try Though We Might“ wieder jemand und dann klingen Von Spar wie eine bessere Popband, die man wahrscheinlich eher nicht im Radio hören wird. Dafür sind Tracks wie „Duvet Days“ die ideale Begleitung für lange, monotone Autobahnfahrten, wenn im Radio nur „Driving Home for Christmas“ läuft. Den Eltern kann man die Platte auch schenken. Vor allem wenn die öfters von ihren Drogenerfahrungen auf Pink Floyd-Konzerten erzählen, werden sie an „Streetlife“ sicher ihre Freude haben.

Katja Krüger studiert Gender Studies und Politikwissenschaften an der Uni Wien, Joël Adami studiert Umwelt- und Bio-Ressourcenmanagement an der Universität für Bodenkultur Wien.

Über Regenbogenmaschinen und Schweinwerfer

Das Satireprojekt *Die Partei* feierte kürzlich seinen Gründungstag in Österreich. Ob es hierzulande so erfolgreich sein kann wie in Deutschland, ist fraglich. Denn die etablierten Parteien stellen eine harte Konkurrenz dar, was Lächerlichkeiten angeht.

„Österreich ist ja voll mit Spaßparteien, die sich selbst nicht ernst nehmen und die österreichischen Wählerinnen und Wähler haben eine seriöse Alternative verdient“, sagte Leo Fischer, Bundesvorstandsmitglied von *Die Partei Deutschland* anlässlich der Gründungsveranstaltung des Österreich-Ablegers der deutschen Satirepartei am Nationalfeiertag. Das Programm der österreichischen *Die Partei* laut Website: „Regenbogenmaschinen für alle!“

So weit, so gut. Aber kann eine Satirepartei in Österreich überhaupt funktionieren? Zumindest was die (fehlenden) Inhalte betrifft, gibt es in Österreich eine lange Tradition. Mit dem *Team Stronach* sitzt etwa eine Partei im Parlament, von der bis heute niemand so recht weiß, wofür sie eigentlich steht. Frank Stronach schaffte sich – als Millionär und Unternehmer – gar ein Image als Vertreter der Arbeitnehmer_innenrechte. Für jene, die ihn wählten, schien das keinen Widerspruch darzustellen. Auch seine skurrilen TV-Auftritte – wir erinnern uns an Einstiegssager wie „Wo ist mein Bier? Mir wurde ein Bier versprochen!“ oder „Nochamal“-Wutopa-Auftritte – hielten knapp 233.000 Österreicher_innen nicht davon ab, ihm bei der letzten Nationalratswahl ein Kreuzerl zu geben. Ende Oktober brachte das *Team Stronach* im Parlament einen weltbewegenden Antrag betreffend des Kraftfahrgesetzes ein: Das Wort „Schweinwerfer“ möge doch bitte durch „Scheinwerfer“ ersetzt werden. Neben den Stronach-Anhänger_innen sieht also eine Satirepartei blass aus.

KASTANIENLIEBE, SCHILLINGHINGABE. Es geht aber noch mehr, wie die NEOS beweisen. Zuletzt stellte das die Parteijugend unter Beweis, indem sie die Freigabe „aller Drogen“ forderte. Auch NEOS-Chef Matthias Strolz liefert regelmäßig Stoff zum Loslachen – etwa als er kürzlich zum Fasten ins Kloster einkehrte und dort ein Liebesgedicht an Kastanien verfasste. „Du bist so prall und glänzend“, dichtete er da zwischen Einläufen und Leberwickeln.

Es gibt aber auch jene skurrilen Gründungen, die es wirklich schwer machen, daran zu glauben, dass es in Österreich Platz für ein weiteres Witzfigurenkabinett gibt. So etwa die REKOS, die „Reformkonservativen“ unter der Führung des ehemaligen FPÖ-Politikers Ewald Stadler. In zehn Thesen kämpft die Partei „in Verantwortung vor Gott und dem Nächsten“. Für Gottgläubigkeit und Konservatismus steht auch die *Christliche Partei Österreichs*, die CPÖ. Gemeinsam traten sie zur EU-Wahl im Mai 2014 an und erreichten 1,18 Prozent, immerhin 33.224 Stimmen. Noch erfolgreicher war *EU-STOP*, eine Partei, die „zum harten Schilling zurückkehren“ will, mit 2,76 Prozent (77.879 Stimmen). Deren Gesamtauftritt und Wähler_innenschaft wären wohl nur schwer zu karikieren.

Aber auch die Großparteien liefern genug Comedy-Stoff. Sei es Bürgermeister Michael „Man bringe den Spritzwein“ Häupl, Wolfgang „Ich lese keine E-Mails!“ Schüssel oder Grüne, die im Wahlkampf betonen, „weniger belämmert als andere“ zu sein – eine Satirepartei hat hier kaum noch Möglichkeiten zu überbieten, was Lachhaftigkeit angeht.

Eine gute Satirepartei muss aber mehr können, als nur lustig zu sein. Sie kann Machtstrukturen aufdecken und den Populismus anderer Parteien entlarven. Sie kann als Meta-Partei kritisieren und verändern, kann mit ihren eigenen Mitteln den Finger in offene Wunden legen. Denn so einfach es ist, in Österreich eine Partei zu gründen, so kompliziert ist es beispielsweise auch, Einblick in die Finanzen etablierter Parteien zu erhalten. Auch das hat der Parteineuzugang bereits thematisiert.

Abgesehen von besagtem Gründungstag ist *Die Partei* jedoch bisher kaum aufgefallen. Auch die Twitter- und Facebook-Follower_innenzahlen fallen derzeit eher bescheiden aus. Und an den Erfolg in Deutschland – 0,6 Prozent der Stimmen bei den EU-Wahlen im Mai 2014 und damit ein Sitz im Parlament – wird Österreichs *Die Partei* nur schwer

anknüpfen können. In Deutschland wurde *Die Partei* schließlich von der Redaktion des Satiremagazins *Titanic* gegründet. Ein vergleichbar erfolgreiches Satiremagazin existiert in Österreich nicht. Und das, was hierzulande als Politsatire definiert wird, beschränkt sich auf Parodien und passiert im Kabarett, im Puppentheater und in witzlosen Wochenmagazin-Kolumnen. Ein Grund dafür könnte sein, dass sich hierzulande nicht so gerne gegenseitig auf die Füße getreten wird. Nach dem Motto: Lieber still ducken als aufmucken.

REYKJAVÍK: SATIRE AN DER MACHT. Island hingegen zeigt vor, dass Großes möglich ist. Im Jahr 2010 wurde der Schauspieler und Komiker Jón Gnarr mit seiner Partei *Besti flokkurinn* (Beste Partei) zum Bürgermeister gewählt. Drei Forderungen der Partei waren transparente Korruption, kostenlose Handtücher für städtische Schwimmbäder und ein Eisbär für den Zoo. Bis Juni 2014 war Gnarr Bürgermeister, eine zweite Amtszeit strebte er nicht an. Der Erfolg der Satirepartei hat stark mit der Beliebtheit Jón Gnarrs zu tun – während Markus Stuhlpfarrer, Vorsitzender der österreichischen *Die Partei*, nur wenigen ein Begriff ist.

Dass Gnarrs Partei nach nur einjährigem Bestehen einen derartigen Erfolg verbuchen konnte, lag aber auch an der wirtschaftlichen Krise im Land und der Politikverdrossenheit vieler Bürger_innen. Hier kommen wir zurück zu Österreich: Uns geht's wirtschaftlich (noch) zu gut. Und jene, die verdrossen sind, wählen lieber rechts. Dass *Die Partei* in diesem Milieu Stimmen holen kann, ist eher unwahrscheinlich. Tatsache ist jedoch: Zu der bereits bestehenden Realsatire kann sich getrost ein wenig (gut gemachte) Politsatire dazu gesellen. Ob sie den an Absurditäten ge- und verwöhnten Wähler_innen Österreichs mehr als nur ein müdes Schmunzeln entlocken kann, bleibt abzuwarten.

Jelena Gučanin studiert Publizistik und Kommunikationswissenschaften an der Uni Wien.



Help line

01/585 33 33

Beratungszeiten:

mo 15-18, mi 16-18, do 16-18

Österreichische Hochschulinnenschaft
Bundesvertretung
Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien



w w w . b e s t i n f o . a t

BeSt³

Beruf Studium Weiterbildung

Jetzt mit
Schwerpunkt

BeSt
Master direkt

5. bis 8. März ²⁰¹⁵

Wiener Stadthalle

ERSTE
wiener stadthalle
die universität der wirtlichkeit

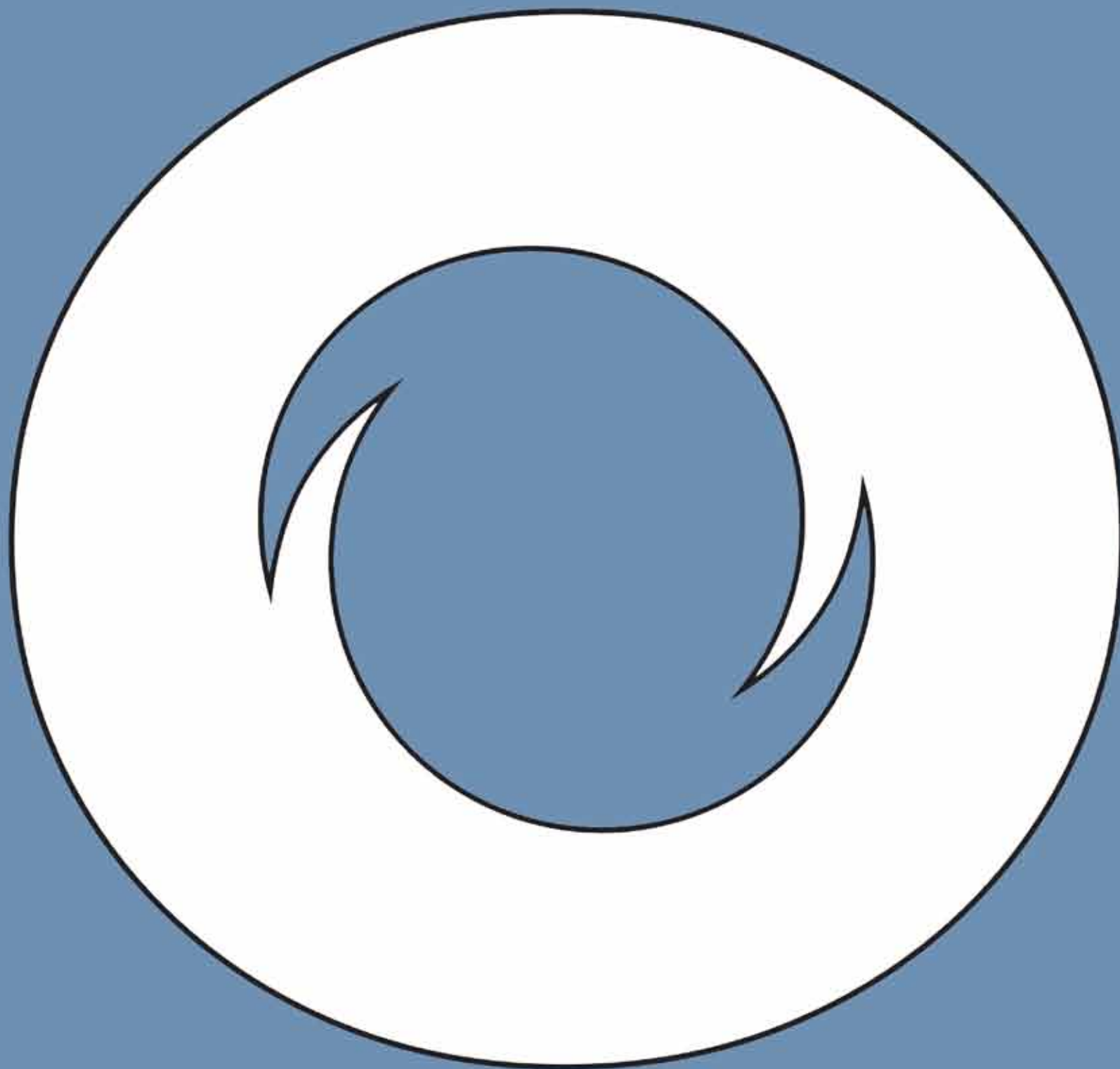
9 bis 18 Uhr, 8. März bis 17 Uhr

Eintritt frei



D i e g r o ß e B i l d u n g s m e s s e

progress lesen heißt abonnieren.



Wer **progress** haben möchte, ist mit einem Abonnement gut bedient. Das kostenlose Abo sichert dir dein ganz eigenes Heft – frisch aus der Druckerei.

Mehr auf www.progress-online.at